Landesbibliothek
Coburg

A II 10

10,002 6

~~54~~

# Plato's Briefe

nebst einer

historischen Einleitung und Anmerkungen

von

J. G. Schlosser.

COBURGER LANDESBÜCHEREI

Königsberg,
bey Friedrich Nikolovius,
1795.

A II 10/37

Landesbibliothek
Coburg

## An Claudius.

Du bist in Deiner populären Laune immer so edel, und oft so erhaben, daß es ein Wunder seyn müßte, wenn Du kein Freund des Plato wärst. Ich widme Dir also hier eine Uebersetzung seiner Briefe. Ich weiß, daß Du sie auch griechisch lesen kannst; aber das Deutsche pflegt uns doch geläufiger zu seyn. Auch wird Dichs freuen, daß unsre Landsleute zumal jetzt diese Briefe lesen können. Denn, da der weise Grieche uns räth, mit unsern Obern, wenn sie sich durchaus nicht rathen lassen wollen, zufrieden zu seyn, wie Gott sie giebt, und da es auch nicht so leicht abgeht, wenn man mit ihnen nicht zufrieden ist, wie er sagt, und wie uns täglich die Zeitungen aus Westen be-

richten; so ist zu hoffen, daß unsre guten Landsleute, wenn sie diese Briefe lesen, den Freyheits-Predigern ihren Abschied zu geben geneigt seyn werden; und hoffentlich werden doch diese nicht wie die Spanier in Amerika gethan haben, ihren Glauben mit Feuer und Schwerdt ausbreiten wollen. Wir können also wohl bald wieder unter unserm Traubenstock sitzen, und hoffen, daß wir den Sitz, den wir uns da so gut wir konnten, angerichtet haben, auch unsern Kindern hinterlassen können. Giebt dann Gott denen einen Freund dazu, wie ich an dir und an andern wenigen einige habe; so wollen wir den Himmel weiter nicht mit Wünschen bemühen, sondern zufrieden seyn, wenn seine Bewohner dann und wann in der Stunde der Andacht mit uns zu reden, sich herablassen.

Carlsruh, am Tag aller
Seelen 1792.

Schlosser.

# Neue Vorrede
## zur zweyten Ausgabe.

Die Briefe Plato's sammt der Zuschrift an meinen Freund Claudius, einem Vorbericht und einer historischen Einleitung habe ich in dem Jahr 1793 in das philosophische Journal, welches damals zu Giesen herausgekommen ist, einrücken lassen. Dieses Journal hat gleich mit dem ersten Jahr aufgehört, und ist in weniger Leser Hände gekommen; auch hat die Verstückelung meiner Arbeit ihrem Gegenstand vieles an seinem Interesse benommen. Mir scheinen indessen doch diese Ueberbleibsel des dichterischen Denkers, der in seinem Zeit-

alter einzeln steht, ohne Nebenbuhler, werth, von mehrern gelesen zu werden, und ich hoffe, man wird es nicht ungern sehen, wenn ich nun diese Briefe, und das, was ich zu denselben setzte, und über dieselben sagte, so unvollkommen auch meine Arbeit ist, zusammengedruckt erscheinen lasse.

Diese Arbeit fiel in eine Zeit, in welcher die französische Staatsveränderung auf viele, auch sonst gutgesinnte Deutsche, einen besondern Eindruck machte. Die Unternehmungen dieses Volks schienen manchen sehr ehrwürdig, und weder die Stürme, in welchen dieses Volk herumgeworfen wurde, noch die Verbrechen, mit welchen es jeden Tag bezeichnete, noch die Drangsale, welche es abermals unserm Vaterland anthat, nichts von dem allen konnte bey diesen zweydeutigen Menschenverbesserern den Wunsch unterdrücken, daß der Geist, der dieses Volk triebe, allgemein werden möge.

Bey diesen Gesinnungen soll hier und da, wie man mir zu verstehen gegeben hat,

das, was Plato über das Verhalten des Weisen bey großen Bedrückungen der Staats-Obern in seinen Briefen sagt, wenig Beyfall gefunden haben, und er selbst soll von vielen als ein Vertheidiger des leidenden bürgerlichen Gehorsams in eine Classe von Schriftstellern geworfen worden seyn, deren er gewiß, und auch ich — so weit ich von ihm abstehe — sich nicht wenig schämen würde.

Die politische Frage von dem leidenden Gehorsam gegen die Regenten ist, zumal in dem vorigen Jahrhundert, und zu Anfang des jetzigen so lebhaft, aber auch so langweilig, und so im Geist der Casuisterey untersucht, bejaht und verneint worden, daß ich eben so wenig Gedult habe, die Gründe für einen Theil oder den andern zu sammlen, als meine Leser Langmuth haben würden, sie zu lesen. Mißverstandene Stellen der heiligen Schrift und erzwungene Gründe der Moral waren die Waffen, deren sich beyde Theile bedienten, und keiner von beyden beruhigte das Gewissen, beschweigte

die Empfindungen, oder gnügte dem gemeinen Sinn.

Mir scheint diese Frage eine doppelte Seite zu haben. Betrachtet man sie von der Seite des Rechtes im engern Verstand, so kann es nur den schlechtesten der Menschen einfallen, in ihrer Entscheidung ungewiß zu seyn; und das machte eben diese Streitigkeit so langweilig, daß man immer diese Frage von der Seite des Rechts betrachtete. Betrachtet man sie aber von der Seite der moralischen Pflichten, so sehe ich schlechterdings nicht, wie sie im Allgemeinen entschieden werden kann. Durch eben die That, mit welcher der alte Brutus sein Vaterland auf Jahrhunderte hinaus groß und glücklich machte, stürzte der jüngste Brutus das seine in ein unübersehliches Elend; und wer kann berechnen, ob Aristogiton, Timoleon, Dion, und alle die Häupter großer Staatsveränderungen, den Dank oder den Fluch ihrer Nation verdient haben? Was die Häupter der gallischen verdienen, ist wohl nicht sehr zweifelhaft!

Wenn die Folgen einer Handlung ganz allein auf den Handelnden Einfluß haben; mag er immer, um großer Zwecke willen, auch wenn diese nicht ganz sicher sind, großes Leiden übernehmen; aber wenn der Zweck meiner Handlung zugleich andere Menschen betrift, dann muß ich nicht allein von der Vortrefflichkeit meines Zweckes unwiderleglich überzeugt seyn, sondern ich muß auch höchst wahrscheinlich gewiß wissen, daß ich ihn ganz erreichen kann, und daß er nicht blos nach meiner Stimmung, oder nach meinem Charakter, oder meiner individuellen Denkungsart, sondern daß er nach dem gemeinen Menschengefühl, oder wenigstens nach dem Charakter und den Gesinnungen derjenigen, für die ich arbeite, alles Leiden und alles Elend versüßen und ersetzen kann, welches die Mittel, deren ich mich bedienen muß, oder die Erreichung meines Endzwecks selbst nach sich zieht.

Wenn ich mich nicht sehr betrüge, so dachte Plato nach diesen Grundsätzen. Die Lage, worin Syrakus sich zu Dions Zeiten befande, die Sitten und die Lebensart des

Volkes, das diese glänzende schwelgerische Stadt bewohnte, und das weder Freyheit noch Sklaverey tragen konnte, sondern was nur mit Muth, mit Kraft, mit Verleugnung erworben und erhalten werden kann, mit unmächtigen Wünschen erhaschen wollte, das schien offenbar dem Philosophen nicht zu der Staatsverbesserung, die sein Freund vorhatte, geschickt, und deswegen nicht, weil er den leidenden Gehorsam für gut und pflichtmäßig hielte, sondern blos wegen dieser Lage der Umstände, und wegen dieser Nichtswürdigkeit des Volks rieth er ihm von seiner Unternehmung ab, blos deswegen ermahnte er die Freunde Dions, mit der Partey der alten Regierung Friede zu machen, blos deswegen zog er selbst in Athen sich von allem zurück, was auch gute Bürger in Athen zur Verbesserung der Verfassung wünschten und riethen. Durch dieses alles hat er also nicht dem leidenden Gehorsam das Wort reden wollen; sondern er wollte nur die Schranken bezeichnen, in welchen sich der Weise halten muß, wann entweder lärmende Dämagogen, um, wie Tacitus sagt: die Regierung zu stürzen, die

Freyheit vorschützen, und dann diese selbst unterdrücken, sobald sie jene in den Staub getreten haben; oder wenn verwegene Philosophen ihr phantastisches Ideal von einer Regierung des goldnen Zeitalters auf das sprödeste des eisernen anwenden wollen; oder wenn die Sitten des Volkes selbst so gesunken, so verdorben sind, daß es keine Kraft mehr hat, sich selbst zu halten.

So sehr aber Plato unter solchen Umständen gegen alles unweise Rütteln und Stoßen eines Gebäudes, dessen Sturz nur unbewohnbare Ruinen und nicht einmal mehr Stoff zu einem neuen ahnden läßt, sich erklärte; so entscheidend er in dem Fall, wann der Druck erträglicher ist, als der Gegendruck, den leidenden Gehorsam empfiehlt; so männlich erklärt er sich hingegen wider den thätigen Gehorsam, da, wo nur Egoismus, Unverstand, Leidenschaft und Schwäche das Staatsruder in der Hand hält, und kein Ohr dem guten Rath, kein Auge dem Zerfall des Staats sich öffnen will, und in diesem Betracht steht er in meinen Augen sehr weit über den Demagogen, die ihn tadeln.

Warlich, die meisten dieser Bürgerfreunde vom Menesteus an, welchen Plutarch für den ersten hält; die meisten von diesen After-Patrioten predigten und predigen noch nur deswegen so sehr gegen den leidenden Gehorsam, weil die Regierung ihren thätigen Gehorsam nicht theuer genug bezahlen konnte oder wollte. Die meisten von ihnen würden um Rang, Stand, Geld, Gunst, von den Großen eben so lebhafte Vertheidiger der unumschränkten Gewalt geworden seyn, als sie nun für die unumschränkte Freyheit zu kämpfen sich das Ansehn geben; oder, würden sie sonst den Adel und alle höhere Stände so innig hassen, da, wenn sie das Gute ohne Eigennutz suchten, sie über ihre Anmaßungen nur lachen könnten? Würden sie sonst dem Pöbel noch knechtischer und abgeschmackter schmeichlen, als es je ein Regent von seinem Minister, und ein Minister von seinem Galopin gefordert hat, oder ertragen hätte!

Da nun Plato zu edel war, diesen thätigen Gehorsam, sey er dem Monarchen oder sey er dem Pöbel verkauft, zu billigen;

und zu weise, einen thätigen Widerstand da zu rathen, wo keine Aussicht zum Bessern übrig ist; so blieb ihm nichts übrig, seinen Freunden anzurathen, als die Unthätigkeit, zu welcher er sie ermahnte, und in welche er sich selbst zurückgezogen hatte.

Vor den ächten Politikern kann also, dünkt mich, Plato diejenigen Grundsätze hinlänglich verantworten, die er in diesen Briefen darlegt; aber wie er sich vor dem Areopag unsrer neuen deutschen Philosophen, die den Bind- und Löseschlüssel der Wahrheit, den, wie es scheint, der Genius des Menschensinns nicht sorgfältig genug bewahrte, an sich gerissen haben, wie er vor diesem seine Philosophie vertheidigen kann, das weiß ich nicht! So viel, dünkt mich, kann er indessen doch für sich anführen, daß sein Gesichtskreis sich viel weiter ausbreitete, daß sein Geist und sein Herz mit wenigem nicht zufrieden war, und daß er in einem Zeitalter lebte, in welchem die spekulirenden Philosophen erst versuchten, wie weit sie sich auf ihren eignen Schwingen empor zu heben vermöchten. — Wir

hingegen sind in ein Zeitalter gefallen, in welchem die Philosophen, weil sie fühlen, daß sie mit eignen Flügeln nie hoch fliegen, mit eignen Augen nie weit sehen können, und doch das Fliegen und Selbstsehen nicht aufgeben wollen, sich lieber mit Fledermausflügeln und Fledermaus-Aussichten genügen lassen. Bey so widersprechenden Grundsätzen wird also der griechische Philosoph sich vor den deutschen Philosophen schwerlich rechtfertigen können.

Endlich aber sollte auch vielleicht ich selbst mich noch rechtfertigen — nicht deswegen, daß ich eine Arbeit unternommen habe, welcher meine Kräfte nicht ganz gemäß sind; denn ich wage nur einen Versuch — sondern deswegen, daß ich diese Briefe gegen die Meinung eines neuen philosophischen Critikers für ächt platonische Arbeit angebe.

So viel ich weiß, ist die Aechtheit dieser Briefe überhaupt nur noch von Herrn Meiners in dessen Iudicium de quibusdam Socraticorum reliquiis unter den

Abhandlungen der Göttinger Societät der Wissenschaften von 1783 bestritten worden, und nur einige will Herr Tiedemann in seinem reichhaltigen Werk über die speculative Philosophie der Alten ebenfalls verwerfen. Seit Cicero's Zeiten findet man aber die meisten, wo nicht alle die dreyzehn Briefe, deren Diogenes gedenkt, bald hier, bald da von den besten Schriftstellern angeführt, und Herr Tennemann hat in seiner Abhandlung von der Lehre der Socratiker über die Unsterblichkeit, und in seinem Werk über die Platonische Philosophie, zu vielen Zeugnissen, welche Fabricius in Bibl. gr. L. II. Cap. 10. 11. beybringt, noch manche andre gesetzt, auch eben daselbst die Aechtheit dieser Briefe gegen Herrn Meiners, wie mich dünkt, sehr überzeugend gerettet. An dem dreyzehnten Brief der gewöhnlichen Sammlung, welcher nebst dem sechsten eben dieser Sammlung schon ehemals wenigstens zum Theil einigen Zweifeln ausgesetzt worden ist, und an dem eilften habe ich bey der ersten Ausgabe dieser Uebersetzung selbst einige Anstände gefunden. An diesem zweifle ich in der That auch noch, jenen

aber halte ich nun auch für ganz ächt. Da Plutarch nicht allein aus dem ersten Theil dieses Briefes die Empfehlung des Helikon anführt, sondern auch aus dessen zweyten Theil des Umstandes gedenket, daß Plato den Dion sondiren wollen, und daß dieser die Absicht des Tyrannen sehr übel aufzunehmen geschienen habe. Ich habe deswegen nun auch diesen Brief in diese neue Ausgabe aufgenommen. Zwar ist es mir noch immer, daß er sich gegen die Uebrigen nicht zum Besten ausnehme, und daß die Küchen- und Keller- und Geldsachen, deren er erwähnt, wenig Interesse geben können. Allein selbst durch diese unbedeutende aber ganz individuelle Verhältnisse wird, wie mich dünkt, die Aechtheit dieses Briefs selbst durch seinen Inhalt gerechtfertigt; denn solche Dinge erfindet man nicht. Und wer sollte sie erfunden haben? Ein Feind des Plato würde ihm mehrere Blößen, und ein Freund mehr Glanz gegeben haben. Und so scheint mir überhaupt die Einsicht aller dieser Briefe die besten Beweise für ihre Aechtheit zu geben. Wenigstens wird man, ehe man sie gelesen hat, weder die

Gründe, die für sie anzuführen sind, noch was man gegen sie sagt, wohl verstehen können. Ich werde deswegen auch da, wo es mir nöthig scheint, beyder in den Anmerkungen gedenken.

Außer dem eben gedachten dreyzehnten Brief habe ich nun auch noch den zwölften übersetzt, welchen ich, weil er in der That höchst unbedeutend, und wenn man das Buch, dessen er gedenkt, nicht kennt, nicht zu verstehen ist, bey der ersten Ausgabe weggelassen hatte. Es ist dieser Brief offenbar eine Antwort auf ein Schreiben des Archytas, und Diogenes führt unter dem Artikel Archytas auch dieses Schreiben an. Aber selbst Archytas Brief hat nur durch ein Wort auf Plato's Schreiben Bezug, und erklärt außerdem gar nichts. Doch habe ich in den Anmerkungen auch den Brief des Archytas beygesetzt.

Uebrigens habe ich in der Hauptsache nichts, was in der ersten Ausgabe steht, weggelassen; nur sind, wie natürlich ist, die Druckfehler, die in diese eingeschlichen

sind, verdessert worden, und auch manches habe ich in der Uebersetzung selbst nun verändert, und verschiedene Anmerkungen habe ich noch beyzufügen für nützlich gehalten.

Anspach, den 1sten Jul.
1795.

Schlosser.

# Vorbericht

## der ersten Ausgabe.

In der Zeit, in welcher alle unsre Philosophen groß und klein die Hand an die Bande der bürgerlichen Gesellschaft legen, und sie so fein spinnen, daß sie kaum mehr eine Academie des sciences zusammen halten können, in der Zeit ist es wohl sehr verwegen, die Frage aufzuwerfen: Ob die Philosophen überhaupt sich mit der Einrichtung der Staats-Maschine abgeben sollen? Demungeachtet scheint mir diese Frage von großer Wichtigkeit. Denn, so schön der alte,

den Philosophen so ehrenvolle Ausspruch lautet: daß die Welt nicht gut regieret werden könne, bis die Könige Philosophen, oder die Philosophen Könige würden; so kann man denn doch auch Beyspiele aufweisen, welche den auch alten Ausspruch des Dio Cassius bestätigen, daß die Philosophen sich es zum Geschäft gemacht zu haben scheinen, alles was die Großen im Staate thun, herabzuwürdigen; das Volk im beständigen Taumel zu halten; alles was steht zusammen zu werfen, und aus dem zusammengeworfenen immer wieder etwas Neues herauszubringen. *)

Bey so verschiedenen Urtheilen über den Einfluß der Philosophen in die Staatsverfassung und ihre Verwaltung, scheint es mir indessen, da selten zween kluge Männer sich geradezu widersprechen können, sondern ihr Widerspruch immer irgendwo bey einer Wahrheit sich begegnet, daß das Lob der einen dieser Sentenzen, und der Tadel der andern, beyde nicht von dem, was man überhaupt Philosophie nennt, zu verstehen seyn mögen; sondern daß jene von der wahren, diese aber von der falschen Philosophie spreche.

Daß ein solcher Unterschied bey der Philosophie möglich sey, darin kommen wir wohl alle

*) L. XVI. C. 12.

überein; welche Philosophie aber zu jener, und welche zu dieser Classe gehöre? darüber hat es von jeher sehr verschiedene Meinungen gegeben.

Ich müßte ungleich mehr Zutrauen zu mir selbst haben, als ich wirklich habe, wenn ich mich unterstehen wollte, hier einen Ausspruch im Allgemeinen zu thun. Aber dennoch dünkt mich, daß, wenn man die Natur und den Zweck der Politik neben die Grundsätze der Hauptsekten der Philosophen hält, wenigstens so viel abzunehmen seyn werde, welche dieser Sekten am ersten geschickt scheine, sich mit der Staatskunst abzugeben, und neue Regierungsplane zu entwerfen? Denn daß die Alten nicht mehr recht Beyfall finden, das sehen wir alle Tage!

Wenn ich nun die Philosophen unsrer Zeiten classifiziren sollte; so glaube ich, kann ich wohl mit Recht drey Classen, versteht sich von Erdephilosophen annehmen; denn von den mystischen Philosophen, die mit den himmlischen Geistern schriftlich und mündlich noch hier und da eben so correspondiren sollen, wie die alten Heiligen und Unheiligen bis auf die Zeiten des Alexius Comenus correspondirt haben, von diesen kann hier die Rede nicht seyn; ob ich gleich glaube, daß diese die beste Staatsverfassung erfinden würden, wenn sie die Aechtheit ihrer Correspondenz zu beweisen im Stand, und dabey auch

solche Leute wären, mit denen die himmlischen Geister umzugehen wahrscheinlich der Mühe werth achten könnten. *)

Die Eintheilung der Erde-Philosophen in drey Classen scheint mir nun sich darauf zu gründen, weil ich sehe, daß zwey Schulen, die nun ziemlich das große Wort führen, den Menschen in zwey Stücke zu theilen pflegen, von welchen sich jede eins herausnimmt, das sie dann, als den ganzen Menschen, hinstellt.

Die erste dieser Schulen nimmt sich blos den Geist, blos den denkenden Menschen; die andere blos das Thier, blos den fühlenden Menschen.

Jene Schule hat zwar noch allerley Unterabtheilungen, von welchen einige, aus lauter Begierde richtig, nach der strengsten Prüfung der Kritik, zu denken, nächstens allem Denken ein Ende machen werden. Es kommt uns aber

*) Ich bin weit entfernt, diejenigen unter die mystischen Philosophen zu rechnen, welche nur in dem Schein eines höhern Lichtes philosophiren wollen; auch nicht diejenigen, welche die Kälte der Speculation mit ihrem reinern Gefühl beleben. Sondern diejenigen, welche irdischen Unsinn für himmlische Eingebung verkaufen, oder, ohne nur Menschenwerth zu besitzen, sich des Umgangs mit Engeln rühmen.

hier nicht auf eine genauere Bestimmung an, sondern wir rechnen zu dieser Schule überhaupt alle diejenigen, welche in ihren Betrachtungen über den Menschen, die Leidenschaften, die Vorurtheile, die Grillen, die ihn gewöhnlich zu begleiten pflegen, gar nicht in Anschlag bringen, sondern in der Voraussetzung, daß die Wahrheiten, die sie predigen, allmächtig sind, und daß ihrer Evidenz nichts widerstehen kann, alles nach den Regeln der Vernunft, nach dem Maasstabe des Verstandes abzirkeln und bestimmen wollen. Diese Schule, welcher wir die öconomischen Tabellen, die Entwicklung der Rechte der Menschheit, die erhabenen Lehren von der Kraft des Gesetzes, von der Aufhebung des Unterschieds der Stände, von der gleichen Vertheilung der Güter, von dem Spiritus rector, der alle Offenbarung und alles Historische in der christlichen Religion überflüssig macht, und alle die schönen Ideale der aus lauter unumstößlichen Grundsätzen räsonnirenden Vernunft, zu danken haben; diese Schule scheint in der jetzigen Zeit mehr, wie mich dünkt, durch die Gewalt des Hasses gegen das nichtswürdige Alte, als durch den Reiz des schönen Neuern, die Oberhand erhalten zu haben; wenigstens kann ich die gedachten Regierungsformen und Constitutionen, die man jetzt an einigen Orten so sehr erhebt, an einigen so eifrig realisirt zu se-

hen wünscht, und an noch andern mit so viel Blut und Leichen erkauft, diese kann ich wenigstens allein dieser Schule zuschreiben. Demungeachtet scheint es mir, als ob alle die Lehrer dieser Schule unter diejenigen gehörten, welche zwar das Glück gehabt haben, hinter der allegorischen Mauer des Plato die Sonne zu sehen, die aber sich da zu kurz verweilt haben, und, noch geblendet von ihrem Licht, wieder in das Dunkle zurückgekehrt sind, wo sie dann weder die Sachen mehr sehen, noch den Schatten der Sachen.

Die andere Schule, welche alles auf die Empfindung des Menschen zurückzieht, und so wenig gedacht haben will als möglich ist, hat zwar unzählig viel Anhänger, aber sie ist zu klug, als daß sie es wagen sollte, ihren Widersachern in der jetzigen Zeit die Stirne zu bieten. Sie fühlt zu sehr, daß, wenn sie jetzt ihren Egoismus, ihre Lehren vom augenblicklichen Genuß, ihre Grundsätze bey der Wahl des gewissen Gegenwärtigen und des ungewissen Künftigen predigen wollte, man sie aus der Gemeinde geißeln und ihr beweisen würde, daß es eben gerade diese Grundsätze waren, welche alles so übel gemacht haben, daß es nicht mehr zu ertragen war. Sie schweigt also, und sie kann auch ganz getrost noch einige Zeit schweigen und warten, bis die ätherischen Gestalten, womit ihre Widersa-

cher sich das Ansehen geben, zu buhlen, ganz verschwunden sind, sicher, daß alsdann Fleisch und Knochen dennoch siegen, und daß die Anarchie der ungebundenen Sinnlichkeit, welche ihre Schule anbetet, sich von selbst auf den Thron schwingen werde.

Beyde diese Classen von Philosophen sind, dünkt mich, nicht geschickt, sich mit der Politik und der Regierungskunst abzugeben. Denn diese ist ihrem Zweck gemäß durchaus gezwungen, immer den ganzen Menschen vor Augen zu haben, und zwar nicht nur diesen oder jenen Menschen, in dieser oder jener Lage und Stimmung, sondern den Menschen, wie er im Durchschnitt erscheint, wenn man zusammenfaßt, was die Nation, für welche diese Politik arbeitet, zu denken, zu fühlen, zu hoffen, zu treiben und zu verlangen pflegt; was sie thun kann, wie sie es thun kann, wie sie es gewohnt ist zu thun; was sie tragen mag oder nicht; was für Vorurtheile, für Leidenschaften, für Grillen sie hat; was auf sie wirkt, wie sie entgegen wirkt; kurz alles, was sie jetzt ist, und künftig wahrscheinlich werden wird und kann.

Die Philosophen, welche den einzelnen Menschen und die menschlichen Gesellschaften überhaupt in diesem Gesichtspunkt zu studiren und zu betrachten pflegen, machen nach meiner Mei-

nung die dritte Classe der Philosophen aus. Und wenn man ihre Grundsätze und ihre Lehren mit dem was die Politik fordert, zusammenhält; so dünkt mich, sind es diese allein, welche sich mit den Staatseinrichtungen und der Gesetzgebung in irgend einem Staat abzugeben hätten. Denn, wenn je das schwere Problem, große Macht mit Weisheit, und Gehorsam mit Edelmuth zu vereinigen, aufgelöst werden kann; wenn je dem Menschenwerk der Staatssysteme die Haltbarkeit und der freye Gang der Natur gegeben werden kann; so muß es durch die Adepten dieser Schule geschehen.

Zum Unglück ist diese Schule immer nur sehr klein, und gewöhnlich sehr gering geachtet. Sie ist klein, weil ihre Betrachtungen immer sehr langweilige, mühsame Zergliederung erfordern, zu welchen wenige Menschen die Geduld haben; und sie wird wenig geachtet, weil die Resultate ihrer Beobachtungen meist sehr wenig glänzend sind, weil ihre Vorschläge zum Bessern meist zu wenig sich von dem alten Schlimmen entfernen, weil sie meist sehr behutsam gehen, weil sie uns überall so oft an unsre Mittelmäßigkeit erinnern muß, und vielleicht am meisten deswegen, weil sie immer zu ängstlich an dem gemeinen Menschensinn hangen bleibt, der in den phantastischen Augenblicken, in welchen wir

zu philosophiren und zu politisiren pflegen, meist ein so beschwerlicher Gesellschafter ist.

Diese dritte philosophische Schule findet sich in der jetzigen Lage der Dinge am unbequemsten. Ihre Mitglieder lieben die Menschen überhaupt zu sehr, als daß sie es nun in dem allgemeinen Taumel vor sich verantworten zu können glaubten, wenn sie ganz stille sitzen sollten. Dennoch ist in dem Senat der Nationen kein Platz für sie übrig, und in dem Publikum ist kein Ohr für ihre Stimme da. Auch können sie, so wenig sie Sekte machen können oder wollen, sich nicht an die beyden andern Schulen anschließen. Sie verachten die sinnlichen Philosophen, die Prediger des Egoismus zu sehr, als daß sie zu diesen sich herablassen möchten; und, so liebenswürdig ihnen die Phantasien der Ideal-Philosophen manchmal vorkommen, so scheint es ihnen doch, daß sie zuviel Aufwand an Blut und Gut ihrer Mitbürger machen, um eine ephemerische Erscheinung weniger Tage hervor zu bringen, die verschwinden wird, sobald sie mehr thun soll, als sich zeigen, sobald sie handeln soll, welches sie doch thun muß, wann sie Organ des Staates seyn will, wofür sie sich darstellt.

Um nun diese Philosophen in ihrer Unthätigkeit zu trösten, habe ich unternommen, die Briefe des Plato über die syrakusanische Revo-

lution zu übersetzen, weil Plato sich damals, in Rücksicht auf sein eigenes Vaterland, in eben dieser Unthätigkeit befande, und in diesen Briefen so viel gutes darüber sagt; zugleich aber auch darum, damit dieser große Philosoph gegen das strenge Urtheil derjenigen gerechtfertigt werde, welche ihn blos für einen politischen Schwärmer halten wollen, der nur eine leicht zu findende Politik für einen idealisirten Staat erträumt, und also von der ächten Regierungskunst eben so schlechte Begriffe verrathen hätte, als der Arzt schlechte von der Medizin haben müste, der statt der diätetischen Regeln, die man für den gesunden, und der klinischen, die man für den kranken Menschen fordert, sich hinsetzte, und Vorschriften für einen idealisirten Menschen erdichtete, welcher so genau nach allen Regeln der Physik, der Mechanik, und der ganzen Anthropologie zusammengefügt wäre, daß weder Zerstörung noch Reibung noch irgend eine Ursache die Auflösung dieser Maschine, die nirgend wirklich wäre, besorgen ließ.

Plato hat allerdings in seiner Republik zumal ein erhabenes Gedicht über eine den edelsten der Menschen würdige Staatsverfassung dargelegt; aber er gesteht nicht allein da, daß er selbst die Ausführung seines Plans nur höchstens für möglich, aber nicht einmal für wahrscheinlich halte; sondern er giebt uns auch in dem, was

er in seinen Briefen an die Freunde des Dion sagt, genug zu erkennen, daß er das Ab- und Zugeben, woraus die Mittelmäßigkeit erwächst, für die wir allein geschaffen sind, wohl verstunde. Er wuste wohl, daß wenn man über die Menschheit nur philosophiren will, man sich den Begriff derselben allenfalls in seiner höchsten Exaltation denken kann; daß aber, wenn man diesen Begriff auf alle Arten und alle Individua der Menschen so anwenden will, wie es das praktische Leben erfordert, von den Charakteren derselben kaum so viel übrig bleibt, als einem unsrer modernen Naturkündiger genug wäre, irgend eine Thier- oder Pflanzenart zu classifiziren. Auch erkannte er wohl die Schwierigkeit, die ein philosophischer Politiker zu übersteigen hat, wenn er in dem unermeßlichen Zwischenraum zwischen dem exaltirten und dem gemeinen Menschen herumgreifen, und seine Gesetze, Einrichtungen und Formen nach den infinite minimis berechnen soll, die in diesem Zwischenraum möglich sind. Und obgleich er, so wenig als die Redner auf den Pariser Tribunen, oder die Paines und die andern ultramarinischen Philosophen eine Formel zu dieser Rechnung finden konnte; so hat er doch wenigstens in diesen Briefen gewiesen, wie sehr er davon überzeugt war, daß ein jeder Gesetzgeber für Menschen, selbst den göttlichen der Juden nicht ausgeschlossen, oft Gesetze geben muß, von denen er weiß, daß sie

nicht gut sind. Und deswegen scheint Plato mir also allerdings zu der dritten Classe der Philosophen zu gehören, welche ich allein für fähig halte, Antheil an der Staatseinrichtung und an ihrer Verwaltung zu nehmen.

Mit dem allen gestehe ich jedoch, daß ich nicht überzeugt bin, daß der Rath, welchen Plato, zumal in dem achten Brief, den Anhängern des Dions gegeben hat, durchaus der beste war, den man selbst unter solchen Umständen hätte geben können; aber es ist schwer darüber zu urtheilen und in allen Fällen scheint mir wenigstens sowohl dieser Brief, als auch die übrigen Briefe dieser Sammlung überall sehr lehrreich, insbesondere zu unserer Zeit. Da nun dieselben, so viel ich weiß, noch nie in das Deutsche, und wohl auch nicht einmal in das Französische übersetzt worden sind; so hoffe ich den Lesern dieser Sammlung kein unangenehmes Geschenk durch diese Uebersetzung zu reichen. Neben dem hoffe ich aber auch, wenn anders kleiner Sachen bey großen gedacht werden darf, daß diejenigen, welche mich kennen, hier und da einiges in diesen Briefen finden werden, das vor ihrer Billigkeit die politische Apathie, in welche ich mich zurückgezogen habe, rechtfertigen wird. Am troſtreichsten wird jedoch, wie gesagt, sonderlich ein großer Theil des siebenten Briefs allen denen seyn, welche irgendwo in Osten oder We-

sten einem verdorbenen Staatskörper aufzuhelfen sich verpflichtet glauben, und kein Mittel darzu in Händen haben, als ihre bescheidene Philosophie, und ihre in sich gekehrte Tugend.

Der philosophische Theil dieser Briefe brauchte vielleicht bey manchen Lesern derselben einen Commentar. Allein eine solche Arbeit würde mich weiter führen als ich zu gehen denke. Und mich dünkt auch, der Tiefsinn des Plato hat immer so etwas von dem heiligen Dunkel der Götterhaine, daß es oft besser ist, in der Andacht, mit welcher man ihn liest, nur seinem Geist nachzuahnden, als ihn mit alles erklärenden Analysen seines Feuers zu berauben. Auch sagt er selbst in diesen Briefen und an mehrern Orten, daß seine Philosophie kein Licht gebe, zu welchem jeder nur hinzutreten brauche, um seine Lampe anzustecken; sondern daß sie nur Funken ausspruhe, welche sich in dem, der Seele habe, von selbst zum innern Licht entflammten. Diesen philosophischen Theil seiner Briefe überlasse ich also seinem Schicksal, und begnüge mich, nur in den Anmerkungen einiges darüber zu sagen, mehr um meine Uebersetzung zu rechtfertigen, als um den Schriftsteller zu erklären. Aber der historische Theil dieser Briefe, der auf allerley Vorfälle in Syrakus anspielt, könnte, ohne eine kurze Erzählung derjenigen Begebenheiten dieses Staates, auf welche diese Briefe sich beziehen,

vielleicht manchmal unverständlich bleiben. Ich hoffe deswegen, die Leser dieser Blätter werden es mir verzeihen, wenn ich sie, ehe ich ihnen die Briefe selbst vorlege, wieder an diese Begebenheiten erinnere.

---

| Ordnung der Briefe des Plato in der Uebersetzung. | | Ordnung in den Ausgaben des Originals. |
|---|---|---|
| 1. | — | 1. |
| 2. | — | 13. |
| 3. | — | 2. |
| 4. | — | 3. |
| 5. | — | 4. |
| 6. | — | 7. |
| 7. | — | 8. |
| 8. | — | 5. |
| 9. | — | 6. |
| 10. | — | 9. |
| 11. | — | 10. |
| 12. | — | 11. |
| 13. | — | 12. |

# Historische Einleitung zu Plato's Briefen über die Syrakusanische Staatsrevolution.

Daß Syrakus eine Pflanz-Stadt der Corinther gewesen ist, weiß jedermann. Die Zeit, zu welcher Archias seine Landsleute dahin führte, fällt wahrscheinlich in die Epoche der Oligarchie der Bacchiden in Corinth. Es kann also wohl seyn, daß in Syrakus, bey der Stiftung dieser Stadt, eine ähnliche Regierungsform eingeführt worden ist. Diese Vermuthung wird noch durch eine Stelle des Aristoteles im fünften Buch seiner Politik bestärkt, wo er erzählt, daß zween junge Sicilianische Magistratspersonen einander gegenseitig ihre Weiber und Kinder verführt hätten,

woraus ein Aufruhr entstanden wäre, der die Staatsform umgeworfen hätte. Aristoteles sagt zwar nicht, wie diese Staatsform, ehe dieser Vorfall sich ereignete, beschaffen war, noch was nachher aus ihr geworden ist; es ist aber wahrscheinlich, daß es da eben so zugegangen seyn mag, wie es vor wenigen Jahrhunderten in Florenz gegangen ist, wo ebenfalls ein Liebeshandel eines der Oligarchen eine Demokratie hervorgebracht hat, die in kurzem wieder einen Despotismus erzeugte. So viel ist indessen gewiß, daß zur Zeit des Gelons, unter welchem die Geschichte von Syrakus etwas heller wird, Syrakus demokratisch regiert wurde.

Dieser Gelon war kein Syrakusaner, sondern ein Privatmann von Gela. Er war aber unternehmend und glücklich genug, zuerst seine Vaterstadt, die er für ihren Tyrann erobert hatte, für sich zu behalten, und nachher noch Syrakus selbst zu erobern. Als Gelon einmal Herr dieser Stadt war, betrug er

sich so gut, daß er unbewaffnet unter dem bewaffneten Volk stehen, und das Volk selbst auffodern konnte, ihn zu tödten, wenn er ihm mißfiele. Auch erkannten die Syrakusaner seinen ganzen Werth, und ihre Dankbarkeit setzte ihm ein Denkmahl, das noch stande, als Timoleon in spätern Zeiten Syrakus wieder befreite, und das, als damals alle Denkmähler der Tyrannen umgestürzt wurden, in dem Volk selbst einen Fürsprecher fande, der es allein erhielte. — Heinrich des vierten Denkmahl fande neulich keinen! —

Gelons Brüder regierten nach ihm. Den ersten, Hiero, der ein sehr zweydeutiges Lob hinterlassen hat, rettete vielleicht oft das Andenken an seinen Bruder, und wahrscheinlich hatte er dem Umgang des Simonides, Aeschylus und Pindarus doch so viel zu danken, daß er den Syrakusanern nicht ganz unerträglich wurde, und daß sein Ruf wenigstens zweydeutig bliebe. Der andere Bruder des

Gelon, Trasybulus, war aber so glücklich nicht. Er machte sich durch seine Grausamkeit äußerst verhaßt, und das Volk, das anfangs nur ihn stürzen wollte, stürzte nachher, als es einmal im Gang war, lieber die ganze Tyranney, und führte wieder eine demokratische Form der Regierung ein.

In die Regierung des Gelon fiel der Persische Krieg mit Athen und dem übrigen Griechenland; in die Epoche nach dem Trasybul, also in die Syrakusische Demokratie, fiel der Peloponesische Krieg und die unglückliche Unternehmung des Nizias.

Wenn nichts uns die Gesinnungen und die Sitten der Syrakusaner dieser letzten Epoche schilderte; so wäre ihr Betragen gegen diesen Feldherrn und gegen die unglücklichen Athenienser, welche mit ihm in ihre Hände fielen, hinlänglich uns einen Begriff von ihnen zu machen. Ihre demokratische Grausamkeit verstopfte ihr Ohr gegen alle Fürbitten und

alle Beredsamkeit des billigen Gylippus und ihrer eignen, weiseren Generale, und sie konnten ansehen, daß Nizias und Demosthenes gegen ihr heiligstes Versprechen mit Ruthen gegeisselt und getödtet wurden, konnten ohne Erbarmung viele Tausende ihrer, durch Sitte, Sprache und Religion verwandten Landesleute, (denn die Athenienser waren Griechen wie sie) täglich vor Hunger und Elend in den Steinbrüchen, wohin sie sie verdammten, verschmachten lassen. Dann aber waren einige Verse aus dem Euripides genug, für ihren Leichtsinn, ihre geschmackvolle Ueppigkeit, ihre ächtgriechische Reizbarkeit, die noch übrig gebliebnen Unglücklichen wieder zu erlösen, und sie mit aller Herzlichkeit der brüderlichsten Gastfreundschaft in ihre Vaterstadt zurück zu schicken.

Ein Volk, das einer solchen Härte und einer solchen Weichheit fähig ist, kann nie hoffen, daß es sich selbst sollte regieren können.

Auch dauerte die Demokratie der Syrakusaner, in welcher sie so viel schönes und so viel übles gethan hatten, nicht lange! Der Leichtsinn, mit welchem sie den Hermokrat, einen ihrer besten Feldherrn, dem sie die Hauptniederlage des Nizias zu danken hatten, von seiner Stelle absetzten und des Landes verwiesen, erweckte wahrscheinlich in einem ihrer unbedeutenden Mitbürger, in dem Dionysius, den Gedanken, daß es ihm leicht fallen würde, sich an die Spitze eines Volks zu setzen, das allen Eindrücken so achtlos offen stünde. Dionys war zwar ein Anhänger des Hermokrates, dessen Tochter er geheurathet haben soll, dennoch rettete ihn vermuthlich sein damals noch unbedeutender Nahme, als Hermokrates und seine übrigen Freunde in Syrakus erschlagen wurden. Bald lernte ihn aber sein Volk mehr kennen. Ein Krieg, in welchen ein Theil von Sizilien und Syrakus selbst, mit den Carthaginensern verwickelt war, gab ihm Anlaß, die damals herrschende Partey in der

Volksgemeinde anzugreifen. Die Oligarchen, welche an der Spitze dieser Partey stunden, wollten freylich seine Kühnheit mit Strafen im Zaum halten; aber Philistus, der sehr reich war, und immer sein und des Despotismus Freund blieb, erbot sich, die Strafen für ihn zu erlegen. Er sprach also, und sprach sonderlich gegen alles was reich und angesehen in der Stadt war. Nichts hört man lieber in einer Demokratie als das. Und in der That, die Politik hat auch noch kein Mittel gefunden, wodurch man es möglich machen könnte, die Ungleichheit der Güter und die Gleichheit des Bürgerrechts neben einander zu erhalten; auch pflegen die Reichen die Kräfte, welche sie erkaufen können, zu sehr wie ihre eigene Kräfte anzusehen, als daß sie die Bescheidenheit lange erhalten sollten, ohne welche kein Bürgerstaat bestehen kann.

Dionysius Rede wirkte anfangs mehr nicht, als daß neue Generale und er unter

diesen ernannt wurden. Das war ein Schritt aber noch blieb der wichtigere übrig, der ihn über seine Collegen erheben sollte. Auch der war ihm nicht schwer. Als er von einem kleinen Zug nach Hause kam, und das Volk eben aus dem Theater gieng, und ihn über den Erfolg seiner Unternehmung befragte, erschreckte er den noch zur Freude gestimmten Pöbel mit der Nachricht, daß seine Collegen ein heimliches Verständniß mit den Carthaginensern unterhielten. Er sagte ihnen: er habe das schon lange vermuthet, und sich bisher sorgfältig vor aller Gemeinschaft dieser Treulosen gehütet, damit er nicht einem ähnlichen Verdacht ausgesetzt werde. Nun aber hätten ihm die Carthaginenser insgeheim solche Vorschläge thun lassen, daß er an der Verrätherey nicht mehr zweifle, und ohne sich selbst in Gefahr zu setzen, seiner Stelle nicht länger vorstehen könne, sondern entschlossen wäre, sie gleich am andern Tag nieder zu legen. Diese künstlichen Ausstreuungen, die bald in

der ganzen Stadt verbreitet wurden, und eine Rede, die er des andern Morgens in eben dem Sinn an die Volksgemeinde hielte, war genug, dieses leichtsinnige Volk zu bewegen, ihm allein die höchste Gewalt zu übertragen. Zwar reute es das Volk bald, daß es diesen Schritt gethan hatte, und ein großer Theil desselben fiel wieder von ihm ab; so daß er wirklich selbst in Syrakus von dem größten Theil des Volks belagert gehalten wurde. Schon war aber das Volk zu weit gegangen, als daß es sich wieder hätte zurückziehen können, und Dionys fande bald, durch den Rath des Philistus ermuntert, ein Mittel, erst unter verstellten Tractaten das Volk einzuschläfern, und dann, durch Hülfe der Campanier und anderer italienischer Lohnsoldaten, sich wieder so fest zu setzen, daß er nicht ganz Unrecht hatte zu glauben, seine Tyranney wäre mit diamantenen Fesseln an den Himmel gebunden.

Diese Fesseln hielte er jedoch nicht blos mit Gewalt in seiner Hand.

Dionys war von der Seite des Ehrgeizes, der Ansprüche an Geschmack in Künsten und Wissenschaften, des Leichtsinns in Religion und des moralischen Werthes, so ganz Syrakusaner, daß er sich oft in ganz Griechenland durch seine Gedichte lächerlich, und durch seine Beraubung der Tempel verhaßt machte. Er trieb seine Anmaßung von Genie so weit, daß, als er einmal, nach vielen ausgezischten Versuchen in der Dichtkunst, den Preis davon trug, er ein Fest feyerte, das er dem größten Sieg zu Ehren nicht gefeyert haben würde, und der ehrliche Philoxenes empfand in den Steinbrüchen, wohin seine Kritik der Dionysischen Muse ihn brachte, nur allzugut, daß man im Homer selbst ehe Fehler finden darf, als in den Werken eines mächtigen Dichters. Neben dieser Schwachheit hatte Dionys auch eine so kindische Furcht vor Nachstellung und

Verrätherey, daß, wenn man den Geschicht⸗schreibern trauen darf, sogar das Bett, in welchem er schlief, mit einem weiten Graben umgeben war, über den er selbst nur auf einer Zugbrücke stieg, welche er jederzeit sorgfältig an sich zog, wenn er sich niederlegte. So weit war also der Tyrann ein ächter Syraku⸗saner. Aber er war dabey vorsichtig, thätig, tapfer und standhaft in seinen Unternehmun⸗gen, und wenigstens weise genug, einen der edelsten Menschen, nicht nur seiner Insel, son⸗dern aller seiner Zeitgenossen, den Dion bis ans Ende seiner Regierung zu schätzen, ob⸗gleich niemand um ihn war, auf welchen er mehr Ursache gehabt hätte, eifersüchtig zu seyn, als eben auf diesen.

Dion war nicht allein aus einem sehr edlen Geschlecht, sondern er war auch gut und weise, und nicht wie der König, blos aus Ehrgeiz, sondern aus innigem Gefühl, ein Freund alles Schönen und Edlen und aller

weisen und gelehrten Männer seines Zeitalters. Unter allen liebte und ehrte er aber am meisten den Plato, und als dieser zu den Pythagoräern nach Italien kam, überredete er ihn, entweder durch den Reiz der Wunder des Aetna und der Meeresstrudel an der Insel, oder durch die Beweise seiner Liebe, daß der Atheniensische Philosoph sich an den Hof wagte. Jedermann weiß, wie übel diese Reise ausschlug. Dionys konnte die Freymüthigkeit dieses Philosophen nicht ertragen, der ihm geradezu sagte: daß es häßlich wäre, wenn ein Regent, ohne der weiseste seiner Unterthanen zu seyn, sich dennoch so betrüge, als ob diese blos um seinetwillen da wären; und mit Mühe entgieng Plato dem Tod, oder wenigstens der Knechtschaft.

Dieser Unfall störte indessen die Freundschaft nicht, welche den Dion und den Plato verbande, und kaum war der alte König todt,

als Dion sich schon wieder bemühte, den Plato an den Hof zu ziehen.

Dionysens ältester Sohn, der junge Dionys folgte seinem Vater ohne Widerspruch. Dieser junge Dionys war zwar übel erzogen worden, wie es den Königs- und Fürstensöhnen, und auch den Kindern der Privatleute, die Reichthum und Ansehen von ihren Eltern erben ohne eigene Mühe, sehr oft zu ergehen pflegt. Aber so übel stund es doch damals nicht mit ihm, daß er den Dion, den sein Vater so sehr in Ehren hielte, von sich gestoßen hätte. Er gab ihm vielmehr eben den Platz in seiner Freundschaft und in seinem Vertrauen, den er bey seinem Vater besessen hatte. Und, obgleich die Absicht desselben, dem alten König eine Theilung des Reichs zu rathen, dem jungen Dionys nicht unbekannt war; so wirkte doch selbst das mehr nicht, als daß dieser seinem Vater einen Schlaftrunk geben ließ, der die Unterredung mit dem Dion

verhindern sollte, und sie auch bald unmöglich machte, weil der alte König nicht mehr aufwachte.

Diese Lage der Dinge blieb aber nicht lange die nämliche.

Dion, der bey sehr vielen wirklich großen Eigenschaften, einen, allen edlen Seelen sehr gewöhnlichen Mangel an Menschenkenntniß hatte, welcher ihn bis in seinen Tod begleitete, verkannte den Charakter des jungen Königs ganz. Der Sohn war mehr Syrakusaner als sein Vater; aber er war ihm gleich in dem Ehrgeiz, durch sein Genie zu glänzen. Diese Neigung wollte Dion, der von Plato's Philosophie ganz durchdrungen war, zum Besten des Vaterlandes benutzen. Er bemühte sich also, die Seele des Jünglings zur Philosophie zu wecken, in welcher damals mehr Ruhm zu erringen war als in der Laufbahn der Dichtkunst, wo niemand mehr mit dem Aeschylus, Sophokles und Euripides zu wetteifern wagte. Dem Jüngling war es wohl

einerley, in was er glänzte, wenn er nur glänzte. Es wurde also dem Dion leicht, ihn zu stimmen wie er wollte, und da er glaubte, daß der Funke, den er in ihn fallen lassen, Feuer gefangen hätte, rief er den Plato wieder nach Syrakus zurück, in der schmeichelhaften Hoffnung, den Geist dieses Mannes so in seinen jungen Freund überzutragen, daß die Welt endlich einmal das Wunder erleben würde, einen ächten Philosophen auf dem Thron zu sehen. Plato ließ sich auch überreden. Er kam an den Hof, zum Schein in der Absicht, den jungen König in der Geometrie zu unterrichten, in der That aber um ihn des Thrones würdig zu machen.

Wie wir von Platos erhabener Philosophie hingerissen werden, wenn wir den todten Buchstaben lesen, den er uns hinterlassen hat; so gieng es dem Dionys, da er den Mann hörte, der die tiefste Weisheit und die unerschöpflichste Beredsamkeit mit der edelsten grie-

chischen Grazie des Umgangs verbande. Plato und Dion unterhielten ihn täglich mit den erhabensten Lehren der Tugend; sie sprachen immer mit ihm von der ewigen Gerechtigkeit, von dem wahren Werth und dem wahren Zweck der Menschheit, und über alles bemühten sie sich, ihm die gesetzlose Regierung der Tyranney auf ihrer häßlichsten Seite zu zeigen. Ihre Lehren wirkten mächtig auf die weiche Seele des Jünglings, und in wenigen Tagen wurde er so hingerissen, daß er einmal in einem philosophischen Enthusiasmus dem Priester, der in seiner Gegenwart die Götter um Erhaltung des Tyrannen und der Tyranney bat, lebhaft zurief: wie lange wirst du mir noch fluchen!

So erbaulich dieser Ausruf dem Dion und dem Plato geschienen haben mag; so wenig gefiel er dem Hofgesinde des Königs, welchem mit einem philosophischen König meist nur übel gedient ist. Diese Leute fühlten zu gut, daß das Ende der Tyranney auch das Ende ihres

erbettelten Glanzes werden müßte, und nun ließen sie sich nichts angelegener seyn, als die Eindrücke, welche die edlen Philosophen in ihren jungen König gemacht hatten, auf das eheste wieder auszulöschen, ehe sie tiefer eindringen könnten. Sie erinnerten sich, daß der Philistus, der große Freund des Tyrannen, den der alte Dionys verbannt hatte, die Tyranney nicht so philosophisch verschmähte, als Dion und Plato. Und, da dieser Mann, der selbst eine sehr schöne Geschichte von Syrakus geschrieben hatte, die nicht auf uns gekommen ist, in diesem Werk, und überhaupt in seinem ganzen Umgang, ebenfalls nicht wenig Beredsamkeit und Gaben zu überreden gezeigt hatte, so zweifelten sie nicht, daß er der philosophischen Club, die ihnen so gefährlich zu werden anfieng, bald ein Ende machen, und den jungen König wieder mit der Tyranney versöhnen werde, die ihnen allen so nützlich war. Sie beschlossen also den jungen Kö-

nig zu überreden, daß er diesen an seinen Hof zurück berufen möchte.

Es ist unbekannt, ob das ohne des Dions und Plato's Vorwissen geschahe, oder ob beyde die gefährliche Absicht nicht sahen, oder ob sie sich dem Mann überlegen fühlten, oder endlich, welches ihrem Charakter am angemessensten ist, ob sie glaubten, Philist habe seine Verbannung nicht verdient, und ihm müsse sein Recht werden, es entstehe daraus was da wolle. Genug, der König ließ sich überreden, den Philist zurück zu rufen. Und nun hatte die Hofpartey ein großes Gewicht auf ihrer Seite.

Dieser Mann, der die Sitten der Grossen besser kannte, als seine philosophischen Widersacher, ließ sich durch den erhabenen Paroxismus, in welchem Dionys die Tyrannen so sehr verabscheut hatte, daß er nicht mehr erlauben wollte, für deren Erhaltung zu bitten, nicht abschrecken. Wahrscheinlich dachte

er, wenn das der junge König so ernstlich gemeint hätte, als ers sagte, so hätte es ihm nur ein Wort gekostet, die Tyranney, um deren Erhaltung er nicht gebetet haben wollte, selbst abzulegen und dem Volke seine Freyheit wieder zu geben. Auch fürchtete er sich gar nicht vor dem Hang zur Philosophie, den der junge Regent zu verrathen schien. Er merkte bald, daß er nur den Nahmen und den Ruhm eines Philosophen haben wollte, und viel zu träge, viel zu viel Tyrannensohn wäre, um sich sehr mit der Sache abzugeben. Er dachte, so wie der Vater, wenn er nur mit dem Dichterkranz des Sophokles gekrönt würde, sich nie darum bekümmert habe, ob er auch wie Sophokles dichte; so werde auch der Sohn mit dem Nahmen eines Philosophen wie Plato zufrieden seyn, und sichs wenig angelegen seyn lassen, zu leben wie Plato; gab es doch sogar unter den sieben Weisen manche, die selbst um Apollo's Dreyfuß zu verdienen, nicht mehr

Weisheit nöthig gehabt hatten, als man braucht, um ein paar Sentenzen zu ründen.

Nach diesen Bemerkungen legte also Philist mit großer Zuversicht die Hand an, um seinen König von seinem antityrannischen Traum zu heilen. Mit dem allem mußte er doch noch immer sehr behutsam zu Werke gehen. Eben weil der junge Dionys so vielen Werth auf den Nahmen eines Philosophen aus Plato's Schule setzte, durfte er es nicht wagen, den Plato selbst zu entfernen, auch war ihm wohl Dion, welcher größern Einfluß in die Staatsgeschäfte hatte, gefährlicher. Er trachtete also nur diesen zu stürzen, und zweifelte nicht, daß Plato nachher wenig vermögen würde. Seine Vermuthung betrog ihn auch nicht, und sein Anschlag war nicht so schwer auszuführen, obgleich das Mittel, dessen er sich bediente, unwirksam schien. Er und seine Partey spielten nämlich dem Dionys einen Brief in die Hand, in welchem Dion

den Carthaginensern, die den alten König kurz vor seinem Tod geschlagen hatten, angabe, sie sollten es so einrichten, daß er gegenwärtig wäre, wenn über den Frieden gehandelt würde; er wolle dann alles schon so zurecht legen, daß sie zufrieden seyn könnten. Gegen diesen Brief konnte Dion, er mag ihn nun geschrieben haben, oder nicht, sich leicht rechtfertigen. Denn in der That war Dionys damals in solchen Umständen, daß ihm der von den Carthaginensern vorgeschlagene Frieden sehr angenehm seyn mußte. Der junge König war aber schon zu sehr wider den Dion eingenommen, als daß der entfernte Verdacht, den dieser Brief zu erregen schien, nicht seine Wirkung hätte thun sollen. Wahrscheinlich lag doch noch bey ihm in einem Winkel seines Herzens der Rath des Dions, welcher ihn um einen Theil seines Reichs zu bringen gedroht hatte, verborgen, wenigstens hatte die Hofpartey dieses Umstandes nicht vergessen, und sie wußte ihn sehr gut zu benutzen, um den

Verdacht, den die Briefe des Dions erregt hatten, gegen die beyden Philosophen zu vergrößern, und dem jungen König selbst ihre Philosophie verdächtig zu machen. Deine Philosophen, sagten sie, sind doch nicht unfein. Da es dem Dion nicht glückte, einen Theil deines Reichs den Schwester Kindern seiner Frau zuzuwenden, so machen sie dir jetzt das Ganze so verhaßt, daß du es bald selbst hingeben wirst. Indessen sind sie so sehr deine Freunde, daß sie wahrscheinlich dich nur von einer Last befreyen wollen, die dann Dion, aus Liebe zur Philosophie, gern übernehmen wird, um seine Verwandte damit zu beladen, wogegen sie dich hernach freylich in den schattigen Wäldern der Akademie, mit dem mysterieusen höchsten Gut entschädigen werden, das dort allein zu wachsen scheint. Dergleichen Betrachtungen können dann des jungen Dionys Vorliebe zur Philosophie leicht überwogen haben. Und rechnet man noch hinzu, daß selbst von der Seite, Dion dem

König beschwerlich geworden seyn mag, weil er ein besserer Mensch, also auch ein besserer Platoniker war, und von Plato immer mehr geliebt und geachtet wurde; so brauchte es vielleicht nicht einmal so viel, um die Verbannung des lästigen Nebenbuhlers zu Stand zu bringen. Der schwache König beschloß sie auch leicht, und ließ sich, wie die Könige und Fürsten öfter thun, sogar selbst zum Werkzeug brauchen, mit welchem sein Hofgesinde seine Absicht ausführte. Er stellte sich, als ob er alles Vertrauen in den Dion setzte, aber ehe er sichs versah, hielte er ihm bey einem Spaziergang ans Meerufer den Brief, den man ihm gegeben hatte, vor, und ließ den Unglücklichen, ohne seine Verantwortung zu hören, auf ein Schiff setzen, und nach Griechenland hinüber bringen.

In diese Epoche fällt der erste Brief, der in der Sammlung der Platonischen Briefe vorkommt, obgleich er nicht vom Plato, sondern

vom Dion geschrieben ist, und Plato so wenig Antheil an demselben hatte, daß er nicht einmal darin genannt wird. Dieser Brief scheint in der Bitterkeit des Herzens geschrieben worden zu seyn. Er hat wenig Zusammenhang, und sein Schluß scheint an die Pedanterie anzustreifen.

Als Dion von Syrakus weg war, spielte Plato eine traurige Rolle an dem Hof. Der König schien sein Herz darauf gesetzt zu haben, daß er vom Plato geschätzt und geliebt werden möchte, und doch konnte Plato, zumal nach dem Vorfall mit dem Dion, und nach allem, was er sahe und hörte, wohl schwerlich seine Liebe erwiedern, die ohnehin mehr auf Eitelkeit als auf wahres Gefühl gebaut war. Indessen mußte der Philosoph doch immer den König in guter Laune erhalten, damit er nicht wieder, wie unter dem alten König, verkauft, oder wohl noch übler behandelt werde. Auch der König traute ihm

nicht recht. Er gab ihm eine Wohnung in seinem Schloß, und ließ ihn unter dem Schein seiner Anhänglichkeit nicht leicht aus seinen Augen. Aller Umgang zwischen ihnen schränkte sich jedoch blos auf philosophische Gegenstände ein, und es scheint, daß bey diesen Unterredungen der Schüler nicht selten sich für weiser hielte, als sein Meister. Mit unter mag wohl auch dann und wann von Dion die Rede gewesen seyn: allein Plato konnte nicht mehr für seinen Freund auswirken, als daß der Tyrann, da er den Philosophen endlich wegen eines Kriegs, der um diese Zeit ausgebrochen war, von sich ließ, ihm das Versprechen gab, daß er ihn, sammt dem Dion, gleich nach dem Frieden wieder zu sich kommen lassen wollte.

Plato lebte hierauf mit dem Dion zu Athen, unterhielte aber doch immer einen Briefwechsel über philosophische Gegenstände mit dem König. In diese Zeit und zwar bald nach Platos Rückkehr von Syrakus setze ich

den dreyzehnten Brief der gewöhnlichen Sammlung, und deswegen ist er bey mir der zweyte. Man sieht aus diesem Brief, daß Plato damals noch gut mit dem Dionys stande; auch würde er, da er in seinen andern Briefen sehr anders mit dem König spricht, schwerlich noch die Forderungen an ihn gemacht haben, die er in diesem Schreiben macht. Selbst zwischen dem König und dem Dion muß die Sache noch nicht so übel gestanden haben, weil Plato nach diesem Brief sich brauchen läßt, den Dion zu sondiren, wie er über das denke, was der König mit ihm vorhatte.

Nach diesem Brief scheint mir der zweyte der gemeinen Sammlung zu folgen, der bey mir nun der dritte wird. Wahrscheinlich sind mehrere zwischen jenem und diesem verloren gegangen, weil dieser auf den vorigen nicht den mindesten Bezug hat. Auch in diesem Brief schont zwar Plato des Königs sehr, doch giebt sein Inhalt genug zu erkennen, daß ihre

Verhältnisse schon damals zu wanken anfiengen. Auch hier gedenkt Plato des Dions nur sehr zufällig; wahrscheinlich, weil er noch hoffte, daß der König, wann er wieder Friede im Lande haben würde, denselben nach seinem Versprechen, dessen ein späterer Brief des Plato gedenkt, zurückrufen werde! Hingegen beweist dieser Brief destomehr, wie königlich Dionys die Philosophie studirte, und wie viel Mühe Plato hatte, seinem Eleven begreiflich zu machen, daß die Könige, weil ihnen so viel fremde Kräfte zu Gebot stehen, deswegen nicht glauben müssen, daß ihre eigene Kräfte ihnen eben so zur Hand stünden. Denn, nach diesem Brief zu urtheilen, hielte sich damals der Schüler schon für einen ausgemachten Philosophen, und für fähig genug, selbst andere zu unterrichten, wo nicht gar philosophische Werke zu schreiben. Doch hieng er noch immer so sehr an Plato, daß er wirklich, sobald der Frieden geschlossen war, ihm

eifrig anlag, wieder nach Syrakus zu kommen. Plato war zu einer solchen Reise wenig geneigt. Er verlangte vielmehr ernstlich, daß auch Dion zurückberufen werden sollte, und der König versprach ihm auch das so heilig, daß Dion selbst und seine Syrakusanischen und seine Italienischen Freunde ihm keine Ruhe ließen, sich zu dieser dritten Reise zu entschließen.

Dionysius Hofgesinde hatte sich indessen noch besser gegen den Eindruck vorgesehen, welchen dieser auf den König machen könnte, und ich glaube nicht sehr zu irren, wenn ich behaupte, daß die Hofcabale den Plato selbst nach Syrakus locken half, um den König auf einmal von ihm und seiner Philosophie zu heilen.

Das wußten sie schon zum voraus, daß Dion nicht mit zurück werde gerufen werden, und es war wohl nicht schwer zu berechnen, daß Plato, wenn er in dieser Hoffnung sich

werde getäuscht finden, schlechte Gesellschaft für den König seyn würde. So viel konnte er aber ihnen doch immer nützen, daß Dion, so lang als Plato in ihrer Gewalt war, nichts gegen den König unternehmen werde. Um jedoch noch sicherer zu gehen, und um desto gewisser zu verhindern, daß die Beredsamkeit des Philosophen nicht doch vielleicht in einer Tugendlaune des Dionys, alle ihre Maasregeln vereiteln möchte, hatten sie während der Abwesenheit des Plato den Aristipp, den Stifter der Cyrenäischen Schule, an den Hof gerufen, den Mann, der nach dem Horaz das regibus uti am besten unter allen Menschen verstand. Dieses übersetzt Wieland: mit Königen zu leben; in der That heißt es aber, die Könige zum Besten haben, indem der, welcher diese Kunst treibt, sich stellt, als ob er ein demüthiges Werkzeug der Könige wäre, da doch sie nur sein Werkzeug sind.

Dieser Aristipp, den Plato selbst wegen seiner Gabe, sich in alles zu schicken, bewunderte, war zu einem Hofphilosophen gebohren. Er liebte eine gute Tafel, liebte den Wein, liebte die Mädchen, war gleichgültig gegen Ehre und Schande, und doch besaß er Witz und Laune und Geist und selbst Stärke der Seele genug, um sich das Privilegium zu erwerben, schlecht zu seyn, ohne verachtet zu werden. Gerade das ist der Stoff, woraus die besten Hofleute gemacht werden, und gerade so taugte er am besten in den Plan der Syrakusanischen Hofcabale. Neben dem hatte Aristipp auch noch die Eigenschaft, daß er ein Philosoph und ein ehmaliger Mitschüler des Plato bey dem Socrates war. Zwar hatte er, wie Xenophon wenigstens erzählt, dem Socrates selbst schon manchen Anlaß gegeben, ihm die Enthaltsamkeit zu predigen, ohne durch ihn bekehrt worden zu seyn; aber so viel hatte er doch von seinem großen Lehrer gelernt, daß er auch ein philosophisches System ent-

werfen konnte, in welchem er des Weisen menschliche Philosophie nur um einige Grade hinunterschraubte, so wie Plato sie um einige Grade hinaufgeschraubt zu haben scheint. Und auch von der Seite war er der Hofpartey wichtig. Sie mußte nothwendig einen Philosophen haben, den sie dem Plato entgegensetzen konnte, nicht sowohl ihren König zwischen beyden im Gleichgewicht zu halten, denn sie wußten wohl, daß er auf keinem festen Punkt ruhe, ohne welchen kein Gleichgewicht möglich ist, sondern um ihn so tief herunter zu ziehen, als er sinken konnte, und ihm doch die Freude zu machen, auch da Philosophen zu finden, deren Gesellschaft einmal seine Laune war.

Dionys merkte vielleicht diese Absicht nicht, vielleicht war es ihm auch angenehm, so contrastirende Philosophen an seinem Hof und an seiner Tafel zu sehen, und neben dem allem hatte er immer die kindische Furcht, daß

Plato ihn in üblen Ruf bringen könnte, und die nur Königen mögliche Hoffnung, daß ein Mann von Seele einen edlen Freund einem Könige aufopfern werde. Plato wurde also mit allem Pomp eines reichen Tyrannen abgeholt, und bey seiner Ankunft wurde alles angewendet, um den Dion aus seinem Gedächtniß zu bringen. Der Philosoph sträubte sich so viel er konnte, aber er war wieder in der Gewalt des Ungerechten, und die Aristippische Philosophie hatte den Einfluß der Platonischen so sehr entkräftet, daß alle seine Bemühungen für seinen Freund vergeblich waren. Der König häufte Betrug auf Betrug, und erbitterte den Plato endlich so sehr, daß Aristipp in dem Augenblick, in welchem Dionys und Plato am besten zusammen zu stehen schienen, dennoch den nahen Bruch ihrer Freundschaft voraus verkündigte. Er betrog sich auch nicht. Der Tyrann entfernte den Plato von seinem Hof, und ließ ihn unter seinen Miethsoldaten wohnen, die ihn eben so sehr haßten,

als das Hofgesinde, weil auch sie wohl sahen, daß sie Nichts seyn würden, wenn Plato den König überreden könnte, die Gewalt hinzulegen, durch welche allein sie bisher Etwas zu seyn geschienen hatten. Dem Philosophen war unter diesen Umständen nicht wenig bang, und in der That rettete ihn auch nichts als die Fürsprache seiner Italiänischen Freunde, der Pythagoräer, welche Dionys schonen mußte. Plato kam also nun wieder nach Athen zurück, und bey seiner Abreise schien den König nichts mehr bekümmert zu haben, als die Furcht, daß er nun nicht allein in ganz Griechenland um den Namen eines Philosophen kommen, sondern daß er auch als ein ungerechter und tyrannischer König werde verschrieen werden. Um wo möglich diesem üblen Ruf zu entgehen, bemühte er sich, nun den Plato selbst verdächtig zu machen, und überall auszustreuen, daß er für sich schon längst geneigt gewesen wäre, die Krone niederzulegen und Syrakus frey zu machen, daß aber niemand als Plato ihn

daran gehindert habe. Da Plato wirklich vieles Geld von dem König erhalten haben soll, auch sein Verwandter Speusippus, der im Ruf des Geizes stund, vielleicht die Kasse des reichen Königs nicht sehr geschont haben mag; so ist es nicht unmöglich, daß diese Ausstreuung hier und da Glauben fände, zumal bey denen, welche den Ruhm des Plato und seinen Reichthum beneideten. Er fand deswegen auch nöthig, sich zu verantworten, und diese Verantwortung ist in dem dritten Brief dieser Sammlung, bey mir dem vierten, enthalten.

Speusippus aber rächte ihn besser, als ein solcher Brief, an einen solchen Mann, solch eine Beleidigung rächen konnte. Dieser Schüler des Plato hatte Gelegenheit genug, auf der letzten Reise, die er mit seinem Meister nach Syrakus gemacht hatte, zu bemerken, daß ein großer Theil der Bürger, und selbst ein großer Theil der Sizilianer, der Tyranney herzlich überdrüssig wären. Dieses

entdeckte er dem Dion, und von dieser Stimmung des Volks gab er demselben so überredende Beweise, daß der patriotische Syrakusaner sich im Stand fühlte, den Tyrannen auch mit einer geringen Macht zu stürzen. Dion glaubte nicht allein dieses seinem Vaterlande schuldig zu seyn, sondern er hatte auch außerdem noch so viele Beleidigungen von dem Dionys erfahren, daß er berechtigt war, ihn zu einer strengen Verantwortung zu ziehen. Denn der Tyrann hatte nicht allein sein Vermögen eigenmächtig verkaufen lassen, und damit geschaltet wie es ihm gut dünkte, sondern er hatte sogar seine Frau ihm genommen, und sie einem andern gegeben, und um das Maas voll zu machen, den einzigen Sohn des Dion so in aller Ueppigkeit und Schlechtheit erziehen lassen, daß der unglückliche Vater die Absicht des Tyrannen, seine Familie bis in ihrem besten Blut zu zerstören, wohl voraussehen konnte.

Voll von dem Gefühl dieser Beleidigungen, die in seinem Herzen, das ohnehin streng und in sich gekehrt war, nur desto bitterer wurden, sammelte Dion eine geringe Anzahl Volks, die sich nicht über tausend Mann belaufen haben soll, und schiffte mit diesem kleinen Heer nicht ohne Gefahr nach Sizilien. Sobald er gelandet war, und nur etwas festen Fuß gefaßt hatte, fiel ihm ein großer Theil der Sizilianer zu. Er näherte sich mit diesen der Hauptstadt, und Syrakus öffnete ihm die Thore, und empfieng ihn wie einen Gott. Dionys war damals abwesend, und der Statthalter, den er zurückgelassen hatte, konnte sich mit Mühe noch in dem Schloß erhalten. Auf den ersten Wink flog Dionys dahin, aber alles war schon so gut als verloren, und dem Tyrannen blieb nichts übrig als List. Dieser bediente er sich auch so gut, daß er durch künstliche Briefe, worin er dem Dion vorhielte, wie sehr er die Tyranney seines Vaters und im Anfang auch seine unterstützt hätte,

und durch allerley Anerbietungen den neuen Protektor der Stadt bey dem Volk verdächtig machte.

Mehr als diese Briefe wirkte aber die Ankunft eines andern Vertriebenen, nemlich des Heraklids, welcher mit dem Dion nichts gemein hatte, als die Absicht, den Tyrannen zu stürzen. Dion, der diesen Mann, und wie es beynahe scheint, die Menschen überhaupt nicht kannte, wollte sich schon im Peloponnes mit demselben vereinigen, und mit vereinten Kräften auf den Tyrannen losgehen. Heraklid aber, welcher den Tyrannen nur stürzen wollte, um sich an seinen Platz zu setzen, wollte sich mit dem Dion, den er für sich zu gewinnen keine Hoffnung hatte, nicht einlassen, und kam erst nun mit einer kleinen Flotte nach, da Dion sein großes Werk schon zu Stande gebracht hatte. Die Ankunft dieses Mannes war dem Volk überaus angenehm. Der strenge Ernst des Dions mißfiel ihm schon lang, und da dieser philosophische Patriot in allem,

was er that, nur das Beste, wie es in der Ansicht der Sache sich darstellte, vor Augen hatte; so glaubte er auch, daß er mehr nicht brauche, als dahin zu deuten, um alles Volk an sich anzuschließen. Heraklid hatte aber andere Absichten. Ihm war es um die Freyheit des Vaterlandes nicht zu thun, und seine Zwecke waren von der Art, daß er sich sorgfältig hüten mußte, sie bekannt werden zu lassen, ehe er sie erreichen konnte. Er brauchte also andere Künste als Dion, er brauchte die gemeinen Künste aller Demagogen, das Volk an sich zu ziehen; Künste, die von den ältesten Demokratien an, bis zu den allerneuesten immer gebraucht worden sind, und die immer wirksam waren, durch die Gährungen der Anarchie den Despotismus auf den Thron zu setzen. Auch war von Natur niemand geschickter als er diese Künste zu üben. Er war tapfer und zum Feldherrn gemacht; dabey geschmeidig, zugänglich, herablassend, nachsehend, schmeichlerisch, und mit dem Cha-

rakter des Pöbels überhaupt, und des Syrakusanischen insbesondere, aus dem Grund bekannt. Sobald er angekommen war, und sahe wie die Sache stund, „erhub er die Tapferkeit des Volks in seinen Kämpfen mit den Soldaten des Tyrannen über alles. Er wunderte sich, daß Dion dieser Tapferkeit so wenig zugetraut, und noch ein solches Heer von Miethsoldaten mitgebracht habe, das doch am Ende, wenn Dion sich mit seinem Anverwandten, dem Tyrann, versöhnen sollte, gefährlich werden könnte; er wünschte, daß Dion und Dions Freunde doch noch einige Syrakusaner sich an die Seite gesetzt hätten, welche sie unter einem so edlen Volk, das so wohl verdiente frey zu seyn, so leicht hätten finden können, und welche den platonischen Ernst dieser Philosophen, und ihre akademische Strenge ein wenig gemildert, und verhindert hätten, daß die edlen Syrakusaner nicht vielleicht doch am Ende nur mit Tyrannen gewechselt hätten, oder wohl gar nur dazu

gebraucht würden, um an ihnen die Staats-systeme, welche diese weise Männer sich erdächten, zu versuchen. Diese Systeme möchten nun freylich sehr weise und sehr erhaben seyn, aber er zweifle denn doch, daß Syrakus sich nach den Sitten des strengen Dions und der weisen Akademie werde modeln lassen, und, dergleichen einem freyen Volk aufzudringen, laufe doch gerade zu gegen die Rechte der Menschheit. Da nun alle Authorität, da die Quelle der Gesetzgebung, die Seele der Staatsverfassung offenbar in dem Volk liege; so scheine es doch, das Volk sollte sich diese seine Rechte nicht nehmen lassen, und wenn sie auch, so lange der Krieg daure, einen Anführer brauchten; so sollten sie wenigstens dessen Gewalt unter mehrere theilen, sicher, daß ein so weises und vortrefliches Volk immer die besten wählen würde." Diese und dergleichen Vorstellungen wirkten so mächtig, daß, ehe Dion nur so etwas ahndete, schon Heraklid ihm an die Seite gesetzt wurde. Dion

empfand das sehr übel, und sein neuer College, der wohl wußte, daß er des Dions Soldaten noch nicht entbehren könnte, war gleich bereit, sich diese Ehre, die das Volk ihm anthun wollte, zu verbitten. Vielleicht hätte Dion ihn bey dem Wort nehmen sollen; aber diese seine Nachgiebigkeit gewann ihn so sehr, daß er nun nichts mehr von ihm befürchtete, und ihn selbst zum Befehlshaber der Flotte bestellte, ihm auch sogar eine Leibwache beygabe, wie er selbst eine hatte.

Nun war einmal Heraklid bis nahe an den Dion gestiegen. Um sich auf diesem Posten zu erhalten, und sich in Syrakus noch wichtiger zu machen, rückte er nun aus mit seiner Flotte, und schlug den Philistus, das Haupt der Hofpartey, und den besten Freund des Tyrannen. Er verfolgte aber diesen Sieg so wenig, daß er den Dionys, wahrscheinlich mit Vorbedacht, entwischen ließ; denn so wie der Tyrann in des Volks Gewalt war, hörte

seine eigene Gewalt auf, die er noch viel länger in Händen haben mußte, wenn er seinen Endzweck erreichen wollte. Das Volk schrieb freylich die Flucht des Tyrannen seiner Nachlässigkeit zu, ihm aber wurde es leicht, diese Flucht selbst als das Ende der Tyranney darzustellen, die sich nur noch in dem mit einigen Miethsoldaten besetzten Schloß erhielte, und der Pöbel war ihm zu günstig, als daß es ihm schwer hätte werden sollen, ihn zu besänftigen.

Um diese Volksgunst noch zu vermehren, und den Dion immer noch mehr um seinen Credit zu bringen, schlug er nun, als ob alles schon gethan, und Syrakus völlig befreyt wäre, in der Volksgemeinde vor, daß man jetzt eine neue Ordnung der Dinge einführen müßte, deren Grundlage die Gleichheit nicht allein der Bürger, sondern auch der Güter seyn sollte. So sehr war Dion nicht Platoniker, daß er in diesen Vorschlag gewil-

ligt hätte; aber ohne je die Akademie besucht zu haben, erklärte sich gleich der Pöbel für den Heraklid. Man stritt heftig, hielte Reden für und wider den Vorschlag, und der Pöbel und die Partey des Pöbels siegte endlich so sehr, daß sie in diesem Augenblick den Dion umgebracht haben würden, wenn seine griechischen Soldaten ihn nicht beschützt hätten. Da sie ihn von der Seite zu wohl bedeckt sahen, suchten sie diese Griechen durch Anbietung ihres Bürgerrechts und eines Bürgerlooses zu gewinnen, und da endlich auch das fehlschlug, drohten sie mit der letzten Gewalt.

Nun sah erst Dion, daß ein Volk die Tyranney hassen kann, ohne die Freyheit zu lieben. Ihn reute jeder Schritt, den er für ein so ungerechtes Volk gethan hatte, und er beschloß es zu verlassen. Gedeckt von seinen treuen Soldaten verließ er auch wirklich die Stadt, die er gerettet hatte, und die mehr des Dionys, als eines Dions werth war.

Seine treulosen unweisen Bürger verfolgten ihn bis vor die Stadt, flohen aber schändlich sobald Dion sich umkehrte und sich zu Wehre setzte.

Heraklid war nun allein Herr, und wahrscheinlich würde er es lange geblieben seyn, wenn sich nicht gerade in der Zeit ein anderer Feldherr des Dionys, Nypsius, mit einer Flotte, welche der Besatzung im Schloß zu Hülfe kam, gezeigt hätte. Heraklid gieng diesem entgegen, und schlug ihn; aber immer bedacht, nur dem Volk zu gefallen, verfolgte er auch nun seinen Sieg nicht weiter, und ließ den Pöbel in der Ueberzeugung, daß er unüberwindlich wäre, ohne weiter an das Schloß und die Besatzung des Dionys zu gedenken, in der ausgelassensten Freude seine Siegesfeste mit jeder Ausschweifung, die ihre Fröhlichkeit ihnen eingab, begehen. Dieses war für die Besatzung auf dem Schloß ein erwünschter Augenblick. Sie fiel heraus, griff das unbesonnene Volk an, und schlug es, und

trieb es so in die Furcht, daß weder Heraklid noch sonst jemand ihr widerstehen konnte.

In dieser Noth wagten es die Freunde des Dions, vorzuschlagen, daß dieser ihr erster Erretter wieder zurück gerufen würde, und seine Feinde trauten nicht, dieses einzige noch übrige Hülfsmittel zu mißrathen. Die Gesandten des Volks trafen ihn und seine griechischen Soldaten zu Leontium an. Dions Seele war schön genug, ihren Bitten nachzugeben, aber er schämte sich, so etwas seinen Soldaten zuzumuthen, und wollte allein gehen. Von diesen war aber keiner, der ihn verlassen wollte; und so machte er sich dann auf, seine Vaterstadt zum andernmal zu retten.

Inzwischen hatte die Besatzung sich von selbst wieder zurückgezogen, um auszuruhen, und wie nun Heraklid und sein Anhang wieder einige Luft bekamen, war ihr erstes, in ihrem Leichtsinn der Gefahr auch zu vergessen, und den Dion, vor dem sie sich immer fürch-

teten, wieder zurück zu weisen. Dieser unerträgliche Leichtsinn seiner Landsleute erschreckte ihn, er zog also nur langsam zu der Stadt; kaum war aber die zweyte Gesandtschaft zurück gekommen, als die Besatzung des Tyrannen von neuem ausfiel, und die Syrakusaner durch Mord und Brand so in die Enge triebe, daß sie wieder genöthiget wurden, den Dion zurück zu rufen; denn der Pöbel *) hat ohnehin wenig Schaam, und die Noth macht immer noch unverschämter. Dion verließ sein Volk auch diesmal nicht, und kam und rettete es nicht allein von der Gefahr, in welcher es stand, sondern er eroberte auch sogar die Vestung selbst, wo sich die Besatzung nicht mehr halten konnte.

Schwerlich sollte man denken, daß Dion nach solchen Beweisen seiner Großmuth noch

*) Unter Pöbel im politischen Sinn verstehe ich diejenigen, welche entweder an Vermögen oder an Ehre nichts zu verlieren haben; im philosophischen Sinn werden diejenigen für Pöbel geachtet, welche nur Vermögen oder Ehre auf alle Weise zu erwerben trachten.

irgend einem Verdacht blos gestanden habe. Aber es scheint das nun einmal von jeher der Genius des Pöbels gewesen zu seyn, daß, wenn er Jahrhunderte lang die Sklaverey auf das zahmste getragen hat, er in dem Genuß seiner Freyheit, wenn irgend ein Zufall sie ihm zuwirft, eben so wenig Gränzen leiden kann, als er vorher Gränzen in seiner Niederträchtigkeit kannte. Heraklid wußte, daß er auf diesen Geist des Pöbels zählen konnte. Und im Vertrauen auf ihn war er der erste, der nach der Eroberung der Vestung den Antrag machte, daß nun dem Dion die höchste Gewalt im Staat gegeben werden sollte. Dieser Antrag gewann ihm abermals den Dion, und er verlor nichts dabey, denn er wußte wohl, daß das Volk ihm kein Gehör geben würde, auch wurde derselbe durchgehends verworfen, und Dion theilte wieder, entweder betrogen durch Heraklids Betragen, oder ge-

zwungen von dem Volk, die Gewalt mit diesem, dem er abermals die Flotte anvertraute.

Nun schien auch alles ruhig. Dion hatte seine Frau wieder angenommen, und alle Anstalten getroffen, seinen verdorbenen Sohn wieder seiner würdig zu machen. Aber das schwerste war noch übrig. Denn nun mußte Dion daran arbeiten, den Staat, dessen tiefes Verderben jedermann fühlte, wieder einzurichten, und eine neue Constitution einzuführen, welche sämmtliche Parteyen vereinigen, und das gemeinschaftliche Vaterland auf immer glücklich machen könnte.

Es ist wohl nicht sehr unwahrscheinlich, daß Dion bey dieser Staatsrevolution die Absicht hatte, die Demokratie, deren Mißbräuche er in Athen zu gut gesehen, und in Syrakus zu sehr erfahren hatte, wo nicht abzuschaffen, doch so weit zu mäßigen, daß das geringe Volk nur einen entfernten Einfluß in die Staatsverwaltung haben sollte, wie etwa in

Sparta

Sparta damals und in Creta. Und, man sage von den Rechten der Menschen was man will; so ist doch, wie mich dünkt, eine solche Regierungsform auch die einzige, welche sich einige Dauer versprechen kann. Auch verlangt in der That das Volk, das nicht verführt, oder übel regiert, oder gedrückt wird, mehr nicht, als Sicherheit bey seinem Eigenthum, Mittel zum Erwerb, Möglichkeit, sich die zum erträglichen Leben nothwendigen Bedürfnisse anzuschaffen; und wird ihm dieses, und lassen ihm die höheren Stände nur die Achtung wiederfahren, die jeder Bürger von seinem Mitbürger fordern kann, und lassen sie nur dem persönlichen Verdienst, das sich in der Volksklasse dann und wann durch ein Geschenk der Natur, oder durch Zufall bildet, den Zutritt zu den obern Classen;

so überläßt das Volk gerne diesen die Regierung des Ganzen. Da wo aber etwas von diesem allem versäumt wird, ist es natürlich, daß das Volk weiter greift, und hat es sich einmal der höchsten Gewalt angemaßt; so ist in der Philosophie kein Mittel mehr, sie ihm aus der Hand zu winden, sondern alsdann bleibt nichts übrig als Gewalt, oder Betrug, oder der Ueberdruß der Anarchie, um sie ihm zu entreißen.

Und dieses empfand Syrakus in der Epoche, wo seine Geschichte hier steht, in voller Maase. Dions Philosophie vermochte nichts über das Volk; dem Heraklid hingegen war es leicht, alle Unternehmungen des philosophischen Patrioten zu vereiteln. Er, der das Volk da erwarten wollte, wo es seiner Anarchie überdrüssig, ihn, den erklärten

Volksfreund, an die Spitze setzte, machte den Dion bey jedem Schritt, den er that, verdächtig. „Warum hat er das Schloß nicht geschleift? warum behielt er seine peloponeser Soldaten bey sich? warum ruft er andere Griechen aus Corinth und andern Orten zu sich? warum ist er immer so ernst, so eingeschlossen, so zurückhaltend?" Alles das setzte den Dion bey dem Volk in ein sehr zweydeutiges Licht, und wo er hin wollte, da fand er den Heraklid und das Volk auf seinem Wege.

In diese Epoche fällt der vierte Brief des Plato, bey mir der fünfte, nach dessen Inhalt der Ruf, daß Dions Ehrgeiz zugleich mit Schuld an dem Unglück des Syrakusanischen Staates wäre, sich überall verbreitet zu haben scheint.

Die Antwort des Dion auf diesen Brief ist nicht zu uns gekommen, und hat Dion ihn erhalten, so wirkte er wenigstens nicht so viel auf ihn, daß er andere Wege eingegangen

hätte. Vielmehr scheint der Mann von der Zeit an sich's vorgesetzt zu haben, seinen Endzweck ernstlicher zu betreiben, und da ihm niemand daran mehr hinderlich war, als Heraklid, so ließ er es nun geschehen, daß seine Freunde diesen seinen gefährlichen Gegner ermordeten.

Der Tod dieses Mannes war das Signal von seinem eigenen Fall. Das Volk empfand den Verlust seines Lieblings tief; doch scheint selbst Syrakus die Tugend seines Erretters zu sehr verehrt zu haben, als daß ein Syrakusaner Hand an ihn zu legen gewagt hätte. Ein Grieche, Calippus, ein Freund des Dion, den er zu leichtsinnig aus dem Pelopones zu seinem Kriegszug mitgenommen hatte, nahm die Rache des Volks über sich. Dieser erschreckte zuerst den Dion mit täglich wiederholten Nachrichten von dem Haß des Volks, dann überredete er ihn, ihm selbst den Auftrag zu geben, unter dem Vorwand, daß er von Dion abgefallen wäre, die Gesinnungen der Leute

zu erforschen. Durch dieses Mittel schaffte er sich Gelegenheit, ohne dem Dion verdächtig zu werden, selbst Meuterey in der Stadt anzurichten, und da er alles genug vorbereitet hatte, gieng er mit einigen von seinem Anhang unbewaffnet in das Zimmer seines Freundes, und ermordete ihn. Die Verschwornen wollten ihn anfangs erdrosseln, da er sich aber zur Wehre setzte, so mußten sie sich einen Dolch durch das Fenster reichen lassen, und Dions Wache ließ sie machen!

Als Dion gestorben war, fanden sich seine Freunde in der größten Sorge. Sie schickten, wie es scheint, an den Plato, und baten ihn herüber zu kommen, oder wenigstens ihnen guten Rath zu ertheilen. Dieses veranlaßte den siebenten und den achten Brief, bey mir den sechsten und siebenten, welche beyde die merkwürdigsten in der Sammlung sind, beyde aber dem Staat und den Freunden des Dion, an welche sie gerichtet sind, we-

nig nutzen konnten. In dem siebenten begnügt sich Plato mit allgemeinen Vorschlägen einer guten Gesetzgebung, und in dem achten räth er zu einer Art von Staatsverfassung, die mit der Spartanischen viel ähnliches haben sollte. In beyden setzte er immer so viel Mäßigung in der Partey, welche die Oberhand hatte, und so viele Tugend in der Gegenpartey voraus, daß die Freunde des Dions schwerlich seinen Plan hätten durchsetzen können, wenn ihnen auch das Glück günstig gewesen wäre. Dieses verließ sie aber gänzlich. Denn der Mörder des Dions, Calipp, brachte bald zu Stande, was er und Heraklid dem Dion Schuld gegeben hatten. Er machte sich selbst zum Herrn von Syrakus; und da Hipperion, Dionysens jüngster Sohn, der sich auf die Seite der Freunde des Dions geschlagen hatte, ihn wieder vertreiben wollte; so entstunden bald so viele Factionen in der Stadt, daß, ehe sichs beyde Parteyen versahen, Dionys wieder erschien, und seinen Thron wieder

aufs neue behauptete. Nicht lange hernach stürzte ihn jedoch Timoleon zum andernmal, und da nur genosse die Stadt einige Ruhe. Nicht weil sie besser, sondern weil sie ganz erschöpft worden war. Denn nach einer kurzen Erholung fiel sie aus der Hand eines Tyrannen in die Hand des andern, bis zur Zeit der Punischen Kriege Hiero, aus dem Geschlechte des Gelon, die Obermacht erhielte, und dieses unglückliche Volk mit einiger Billigkeit und Weisheit regierte. Aber schon unter seinem Sohn verschwand auch dieser kurze Traum! Syrakus wurde von den Römern erobert; und so hörte dieses Volk auf ein Staat zu seyn, wie Athen, wie Sparta, wie Corinth, wie Carthago, wie Rom selbst aufhörte, und wie alle Staaten aufhören werden, die entweder despotischer regiert werden, als es die Natur des Menschen tragen kann; oder freyer, als die Masse der Volkstugend es verdient.

Ich halte bey diesen letzten Perioden der Geschichte von Syrakus mich gar nicht auf, habe auch von den vorigen mehr nicht sagen wollen, als was zur Erklärung der Platonischen Briefe, so weit ihr Inhalt sich auf Syrakus bezieht, vorausgesetzt werden muß.

Und nun überlasse ich es meinen Lesern, zu prüfen, in wie weit diese Geschichte der alten Zeiten ein Vorbild der neuern sey. —

Außer den Briefen des Plato an die Syrakusaner hat dieser Philosoph auch noch einige andere geschrieben, deren Uebersetzung ich, um die Sammlung vollständig zu machen, den Syrakusanischen werde folgen lassen.

# Plato's Briefe über die Syrakusanische Staatsrevolution.

## Erster Brief.

### Dion an Dionys und an die Syrakusaner.

Ich habe, so lang ich unter Euch lebte, Euren Staat mit so vieler Treue verwaltet; Ihr alle habt von meiner Mühe und Arbeit den größten Nutzen gezogen, und nun muß ich von Euch die drückendsten und unerträglichsten Beschuldigungen erfahren. Ich weiß gewiß, daß niemand von euch Ursache haben wird, sich über irgend eine harte und grausame Behandlung zu beschweren, die er in der ganzen Zeit gelitten hätte, in welcher ich unter euch gewohnt habe, und dieses Zeugniß müssen mir

alle diejenigen geben, welche mit mir in eurem Staat gelebt haben, von welchen viele selbst erfahren haben, mit welchem Eifer ich bey allen Gelegenheiten den Unterdrückten beygestanden bin, und wie viele Mühe ich mir gegeben habe, die Strafen abzuwenden, die ihnen bevorstanden. Dem ungeachtet werde ich, der ich an der Spitze Eures Staates Euch von dem Untergang errettet, und den größten Theil meines Lebens unter euch zugebracht habe, ich werde nun vertrieben, und auf eine so verächtliche Weise fortgeschickt, daß ihr euch schämen würdet, den geringsten Bettler so von euch zu lassen.

Sey es! ich will ferne von den Menschen schon Rath für mich selber finden! Aber du, Tyrann, wirst verlassen leben in deiner Einsamkeit. Dein vortrefliches Gold, das du mir auf die Reise gabst, wird dir Bacchus mit diesem Briefe wieder bringen. Zur Reise war mirs zu wenig, und zu meinem übrigen

Leben nutzt es mir nichts. Dir macht es Schande, daß du es gabst, und mir würde es Schande machen, wenn ichs nähme. Behalte es also, ich nehme es nicht! Dir ist es einerley, so etwas zu geben oder zu nehmen. Nimms also, und giebs einem andern deiner Hofleute, dem du eben solche Beweise deiner Achtung geben willst, wie mir. Ich habe genug an denen, die du mir gegeben hast. Ich kann jetzt wohl mit dem Euripides sagen: daß, wenn einmal die Zeiten bey dir sich ändern;

Du wieder wünschen wirst solch einen Mann
An deine Seite!

Erinnere dich, wie oft unsre Tragiker ihre Tyrannen, wenn sie jetzt dem Tode nahen, ausrufen lassen:

Elender! Ohne Freunde muß ich sterben! So läßt aber kein Dichter jemand aus Geldmangel sterben. Vielmehr sagen alle, die

Sinn haben mit dem Dichter: Nicht der Glanz des kostbaren Goldes, nicht die Diamanten, nicht die Tafeln von Silber, glänzen in dem hoffnungslosen Leben des Menschen so in die Augen; nicht machen der reichen Saaten unübersehliche Furchen so glücklich, als die brüderliche Eintracht guter Menschen! Lebe wohl, und möchtest du fühlen, wie groß Unrecht du mir thust, damit du gerechter und besser gegen andere werdest.

# Zweyter Brief.

## Plato an den Dionysius.

(in der gemeinen Sammlung der dreyzehnte.)

Der Anfang meines Briefs soll dir zugleich zum Beweis dienen, daß er von mir ist. Es speisten einst einige Lokrische junge Leute bey dir, und da ich in einiger Entfernung von dir saß, stundest du auf, und kamst zu mir, und sagtest mir sehr freundlich etwas, das mir und einem deiner Gäste, der bey mir saß, wohlgefiel. Dieser, der gerade einer von unsern feinern Jünglingen war, sagte dir dann: „Gewiß, Dionysius, Plato hat dir in der Erlernung der Weisheit viel genutzt;" und du antwortetest: „auch in noch mehrern Dingen hat er mir vieles genutzt, und schon allein dadurch, daß er auf mein Verlangen zu mir hat kommen wollen, habe ich gleich anfangs nicht wenig Vortheil gehabt." — Laß uns nun in diesem Verhältniß bleiben, und immer

Sorge tragen, daß wir uns gegenseitig von Tag zu Tag nützlicher werden.

In dieser Absicht schicke ich dir also nun etwas aus der Schule der Pythagoräer und etwas über die logischen Unterschiede, dabey aber auch einen Mann, dessen ihr, du und Archytas (wenn anders dieser bey dir angelangt ist) euch vielleicht mit vielem Nutzen bedienen könnt. Der Mann heist Helikon, er ist aus Cyzikus gebürtig, ein Schüler des Eudoxus, und artig in den Lehren seines Meisters unterrichtet. Auch hat er vielen Umgang mit, ich weiß nicht welchem Schüler des Isocrates gehabt, und mit einem gewissen Polyxenus, aus dem Kreis der Freunde des Brysons. Außerdem scheint er mir, was man eben nicht häufig findet, angenehm in seinem Umgang, und nicht von bösen Sitten; vielmehr geschmeidig und gut. Doch, ich sage das von ihm nicht ohne Besorgniß; denn es ist ein Mensch, von dem ich rede, und diese

Geschöpfe sind wohl gut, aber sehr veränderlich; wenige, und auch diese nur in wenigen Fällen ausgenommen. Nun habe ich zwar eben wegen dieser Besorgniß und dieses Mißtrauens ihn in meiner Unterredung mit ihm aufmerksam beobachtet; auch habe ich mich bey seinen Landsleuten sehr um ihn erkundigt, und noch habe ich niemand gefunden, der nicht gut von ihm gesprochen hätte. *) Untersuche du ihn nun selbst mit Vorsicht, und wenn du Zeit hast, so bediene dich seines Unterrichts, und philosophire auch in dem übrigen ferner fort. Wo nicht, so laß wenigstens jemand anders von ihm unterrichten, von welchem du dann bey gelegener Zeit selbst wieder lernen

*) Diese Stelle hat Plutarch in einer kleinen Speculation über die falsche Schaam angeführt, weil er sie aber als den Schluß dieses Briefs angiebt, hat man schon vor dem Fabricius das übrige für unächt gehalten. Mich dünkt aber, Plutarch kann sehr wohl das, was Schluß der Empfehlung war, durch einen Gedächtnißfehler für Schluß des Briefs gehalten haben. Zumahl da er, wie ich schon in der Vorrede bemerkt habe, im Leben des Dions auch selbst etwas aus dem folgenden Theil des Briefes anführt.

kannst, damit du immer zunimmst an Werth und an Ruhm, und damit keine Zeit komme, in welcher das, was du dem Lokrier sagtest, daß ich dir nützlich wäre, nicht weiter Platz finde. Doch hiervon genug!

Die Aufträge, die du mir in deinem Schreiben gegeben hast, habe ich befolgt. Den Apoll habe ich dir gekauft, Leptines wird ihn dir mitbringen. Er ist von einem neuen, guten Meister, der sich Leochares nennt. Eben derselbe hat noch etwas anders verfertigt, das mir wenigstens sehr wohl gefällt. Ich habe es deswegen auch gekauft, und will es deiner Gemahlin verehren, weil sie, in gesunden und in kranken Tagen, auf eine dir und mir anständige Weise Sorge für mich getragen hat. Uebergebe es ihr also, wenn es dir anders angenehm ist. Ich schicke dir zugleich zwölf Krüge süßen Weins und zwey Krüge mit Honig für deine Kinder. Die Feigenlese war, als ich nach Haus kam, schon vorbey,

und

und die Myrten in der Vorrathskammer waren verfault; künftig werde ich sie besser in Acht nehmen. Was aber die Pflanzen betrift, darüber wird dir Leptines mündlich Auskunft geben. Das Geld für diese Dinge und für den Ausfuhrzoll habe ich von dem Leptines genommen, welchem ich, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, die Sache auf eine Art, wie sie dir und mir anständig ist, angegeben habe; nehmlich, daß ich das Geld für das Leukadische Schiff vorgeschossen hätte, ungefähr 16 Minen. Diese habe ich also erhalten, und sie auf die Sachen, die ich euch schicke, verwendet.

Nun vernimm noch weiter, wie es mit dem Geld steht, das du in Athen liegen hast, und mit dem Meinigen. Ich werde, wie ich dir schon gesagt habe, mich deines Geldes eben so bedienen, wie ich das Vermögen meiner andern Freunde gebrauche; aber nur sparsam, und nur da wo es nöthig und gerecht und für mich schicklich und für diejenigen an-

ständig ist, von welchen ich es nehme. Und eine Gelegenheit dazu fällt eben jetzt mir vor. Einige meiner Schwester Kinder, welche gerade in der Zeit starben, als du mir die Krone *) gabst, die ich nicht annehmen wollte, haben mir vier Töchter hinterlassen. Die älteste von ihnen ist nun mannbar; die zweyte steht im achten Jahr; die dritte ist etwas über drey Jahr alt, und die vierte hat noch kein Jahr zurückgelegt. Welche nun von diesen zu meinen Lebzeiten heurathet, die muß ich und meine Freunde ausstatten; diejenigen, deren Vermählung ich nicht erlebe, lasse ich für sich sorgen, und auch denjenigen von meinen Anverwandten, deren Väter reicher sind als ich, brauche ich zu ihrem Heirathsgut nichts zu geben. Jetzt aber bin ich reicher als diese. Ihre Mütter habe ich nebst dem Dion und an-

*) Ich erinnere mich nicht, von diesem Umstand etwas in dem Leben des Plato gelesen zu haben. Doch geschahe es wohl auch, daß fremde Staaten einem Athenienstschen Bürger Kronen verehrten. Wie Potter bemerkt im 1. Buch seiner Archäologie im 25. Capitel.

dern ausgestattet. Die eine dieser Mädchen wird sich nun an den Speusippus, dessen Schwester Tochter sie ist, verheurathen. *) Sie braucht zu ihrem Heurathsgut mehr nicht als 30 Minen; **) denn soviel ist unsern Umständen angemessen; ferner brauche ich, wenn meine Mutter stirbt, zehn Minen***) für ihr Grabmahl; und das ist dann alles, was ich dermahl brauche. Sollte nun aber noch irgend ein Aufwand für meine Reise zu dir vorfallen, entweder zu Bestreitung der öffentlichen Ausgaben, oder zu irgend einer Privatverwendung; so werde ich es damit halten, wie ich dir ehemals sagte. Nämlich, daß ich so wenig aufwende, als es immer möglich ist; daß aber du das hergiebst, was sich nicht vermeiden läßt. †)



*) Plato's Schwester Potone hatte den Eurymedon geheurathet, und ihm den Speusippus gebohren.

**) Ungefähr 1200 Gulden unsers gemeinen Reichsgeldes.

***) Ungefähr 400 Gulden.

†) Daß Socrates dem Dionys so geschrieben haben würde, wie Plato that, wird wohl nicht leicht je-

Nun mußt du aber auch ferner noch vernehmen, was es mit dem Geld, welches du in Athen verwendest, für eine Beschaffenheit hat. Soll ich für dich etwas auf irgend ein öffentliches Schauspiel oder sonst verwenden; so wird schwerlich einer deiner hiesigen Freunde dir das Nöthige dazu vorschießen wollen. Auch scheint es mir für dich nicht gleichgültig, wie du diesen Aufwand machst; denn wenn du ihn gleich baar hergiebst, so wirst du Vortheil davon haben; willst du aber die Zahlung so lang verschieben, bis jemand von dir ohnehin hier

mand behaupten wollen. Aber so sehr würdigt doch auch dieser Umstand den Plato nicht herab, daß man deswegen diesen Brief für unächt halten sollte. Seine Reisekosten fordert er mit voller Billigkeit, und es war fur den König eine Ehre, daß er des Philosophen Verwandte ausstatten durfte; auch fordert dieser nicht allein nichts für sich, sondern die folgenden Briefe beweisen, daß er wegen dieser Geschenke des Königs doch nie sich gegen ihn weggeworfen habe. Dem Speusippus aber war es allerdings unanständig, daß er eben den, welcher seine Frau hatte ausstatten helfen, doch nachher zu stürzen und den Dion gegen denselben aufzureizen suchte. Dieser Mann scheint aber überhaupt auch seine Stelle unter den Philosophen nur der Verwandschaft des Plato zu danken zu haben.

herkommt; so wird es dir mehr schädlich seyn, indem dir dann der Aufwand schwerer wird, und du keine Ehre davon hast. Auch habe ich schon einen Versuch dieser Art gemacht; denn da ich den Erast nach Egina zu deinem Freund, dem Andromedes, schickte, an welchen du mich, wenn ich Geld brauchte, gewiesen hast; und ich von demselben den Vorschuß für die größere Bestellung, die du verlangtest, aufnehmen wollte; sagte er mir sehr vernünftig und natürlich, er habe vor dem auch schon für deinen Vater mehrere Vorschüsse gethan, aber er habe immer seine Zahlung nur mit vieler Mühe wieder erhalten können; kleinere Summen wolle er wohl hergeben, aber größere nicht. Und deswegen blieb mir also nichts übrig, als das Geld von dem Leptines zu nehmen. Von diesem muß ich aber auch nicht nur seine Bereitwilligkeit, den Vorschuß zu leisten, billig rühmen, sondern auch die Art, wie er überhaupt von dir sprach und gegen dich handelte, wodurch er die größten Be-

weise seiner Ergebenheit gegen dich an den Tag gelegt hat. Und dieses halte ich mich für verpflichtet, dir eben so zu melden, als ich dir es offenbaren werde, wenn mir jemand anders, überhaupt, wie jeder mir gegen dich gesinnt zu seyn scheint. —

Von diesen Geldsachen aber und von deinen Dienern schreibe ich dir übrigens gerne so freymüthig, auch erfordern es die Umstände, und außerdem habe ich öfters erfahren, daß deine Diener zwar immer versichern, daß sie dir, was sie selbst für Aufwand zu machen nöthig achten, eröffnen wollen, und doch thun sie es nie, aus Furcht, dir zu mißfallen. Gewöhne du sie also anders und befehle ihnen, daß sie dir immer von allem, das Angenehme eben so wie das Unangenehme melden sollen. *) Denn es ist nöthig, daß du alles,

*) Plutarch erzählt im Leben des Lucullus, daß Tigrannes, der König von Armenien, denjenigen, welcher ihm die erste Nachricht von Lucullus Marsch gegen ihn gegeben hat, tödten lassen, worauf nie-

LB Coburg

so viel es immer möglich ist, erfahrest, um selbst darüber zu entscheiden. Scheue du dich also nicht, alles zu hören und zu erfahren, wie es ist. Denn daß alles wie es recht ist, angewendet, und nach der Billigkeit die Schulden wieder bezahlt werden, das ist, wie du selbst zu sagen pflegst, und künftig noch mehr einsehen wirst, die beste Haushaltungs- und Regierungskunst; wäre es auch nur, daß diejenigen, die sich das Ansehen geben wollen, als ob sie für dich besorgt wären; nicht daher Anlaß nehmen, dich zu verläumden, welches dir offenbar schädlich seyn, und wenig zu deiner Ehre gereichen würde. —

mand ihm mehr etwas von den Vorschritten des Römischen Heers zu sagen getraut habe. Die natürliche Folge war, daß Lucull vor den Thoren seiner Residenz stande, ehe der König ein Wort davon wußte. — Die Griechen haben eine ähnliche Geschichte, die in Amykla vorgefallen ist, zum Sprichwort gemacht: Durch Schweigen fiel Amykla — Nur allein Amykla? O seidene Ohren der Könige, und seidene Zungen des Hofgesindes! —

Neben diesem allem möchte ich nun gerne noch einiges von dem Dion sagen; zwar in der Hauptsache kann ich ehe nichts schreiben, bis die Briefe, die du mir versprochen hast, anlangen; auch habe ich über die Dinge, welche du mir befahlst geheim vor ihm zu halten, nichts mit ihm gesprochen, auch mir davon nichts merken lassen; nur habe ich ganz von weitem sondirt, ob er das, was du vorhast, übel aufnehmen, oder ob es ihm gleichgültig seyn werde; und mir kam's vor, daß er es tief empfinden werde, wenn du es thun solltest; im übrigen aber spricht er von dir mit vieler Bescheidenheit. *)

*) Daß Plato nicht ernstlicher für seinen Freund schriebe, kann man wohl nicht tadeln, da er damals noch Hoffnung hatte, den König mit ihm zu versöhnen. Was das aber gewesen ist, worüber Plato ihn sondiren sollte, ist schwer zu rathen. Damals bekam Dion noch seine Einkünfte von dem König nach Athen geschickt, und als dieser des Dions Vermögen nachher verkaufte, wie Plato in einem folgenden Brief erzählt, war dieser Vorschlag dem Philosophen ganz neu; also ist er, wie es scheint, zu der Zeit, in welche dieser Brief fiel, noch nicht gefaßt worden. Vielleicht betraf er die Gemahlin des Dions, welche Dionys wohl damals

Dem Kratinus, dem Bruder des Timotheus, geben wir, dächte ich, einen schönen Harnisch, wie unsre Soldaten zu Fuß sie tragen; und den Töchtern des Cebes drey schöne Kleider, etwa von sieben Ellen jedes, nicht gerade von der Amorynischen besten, sondern von eurer Sizilischen Leinwand. Des Cebes Name wird dir übrigens nicht unbekannt seyn. Er ist einer von denen, die in den Sokratischen Gesprächen vorkommen, nämlich in dem



schon gern von ihm getrennt haben wollte. Das scheint mir überhaupt nicht zu leugnen, daß Plato zwischen diesen Beyden eine unentschiedene Rolle spielte, die aus seiner Philosophie weniger, als aus seinem Charakter und seiner Gewissenhaftigkeit, sich keiner Undankbarkeit schuldig zu machen, zu erklären ist; denn ehe noch Dionys mit dem Dion gebrochen hatte, war Plato schon dem König für manche Dinge Dank schuldig. In diesen Zeiten war es aber immer ein schweres Problem, wie weit man sich, um seiner Freunde willen, von seinen Grundsätzen entfernen dürfe; und selbst Chilo konnte den Gedanken, seinen Freund zu verurtheilen, so wenig ertragen, daß er sich lieber durch eine häßliche Jesuiterey heraushalf, und indem er ihn selbst verurtheilte, seine einfältigen Mitrichter überredete, ihn los zu sprechen. Gell. N. A. 1. 3.

von der Seele, in welchem er nebst dem Simias sich mit dem Socrates unterredet, ein Mann, der uns allen lieb und gewogen ist.

Das Zeichen, woran du unterscheiden kannst, in welchen meiner Briefe ich es ernstlich meyne, und in welchen nicht, wirst du, wie ich hoffe, noch nicht vergessen haben. Doch mache ich dich noch einmal aufmerksam darauf, und bitte dich, es wohl zu merken; denn viele verlangen von mir Schreiben an dich, welchen ich es nicht gerne geradezu abschlagen mag. Die Briefe nämlich, an welchen mir gelegen ist, werde ich immer mit dem Wort: Gott, in der einfachen Zahl anfangen; sage ich aber im Anfang: Götter, so kannst du schließen, daß es mir kein rechter Ernst ist.

Auch die Gesandten haben mich gebeten, daß ich dir schreiben soll, und das ist auch sehr billig; denn sie sprechen überall viel Gutes von dir und mir; insbesondere der Philarchus,

der jetzt gerade vieles an seiner Hand leidet. So hat auch Philodix, der eben von dem König in Persien zurückkommt, vieles von dir gesprochen, welches ich dir, wenn ich nicht besorgte, daß mein Brief zu lang werden möge, schreiben würde; nun kannst du es vom Leptines hören.

Den Harnisch und die andern Sachen, wovon ich dir geschrieben habe, kannst du, wenn du etwa selbst willst, mitgeben; hast du aber niemand, so kannst du sie auch dem Terillus anvertrauen; denn unter den Seeleuten ist er mein liebster Bekannte, auch ist er sonst und selbst in der Philosophie artig unterrichtet; Tisonus, der damals, als ich zu dir reiste, die Aufsicht auf die Straßen-Polizey hatte, ist sein Schwiegervater.

Nun lebe wohl! Fahre fort zu philosophiren und ermuntere die jungen Leute, welche um dich sind, auch dazu. Grüße deine Ballgesellschaft von mir, und befehle dem Aristo-

krit und deinen andern Dienern, daß sie dir es gleich melden sollen, wenn ich dir etwas sagen lasse oder schreibe, und daß sie dich fleißig an alles erinnern, was ich dir schreiben werde. Vergesse nun auch ja nicht zu verordnen, daß dem Leptines seine Auslagen gleich wieder ersetzt werden, damit sein Beyspiel auch andere ermuntere, mir gefällig zu seyn. Der Jatrokles, den ich neulich nebst dem Myronides freygelassen habe, ist von mir bestellt worden, dir das, was ich dir schicke, zu überbringen. Gieb ihm irgend etwas zum Lohn, denn er ist auch sehr gut gegen dich gesinnt, und du kannst ihn brauchen, zu was du willst. — Uebrigens überlasse ich es dir, ob du dieses Schreiben oder doch einen Auszug davon verwahren zu lassen, gut findest.

# Dritter Brief.

## Plato an Dionysius.

(in der gemeinen Sammlung der zweyte.)

Du räthst mir, wie Archedemon mir gesagt hat, daß sowohl ich als meine Freunde wohl thun würden, wenn wir aufhörten durch Worte oder Werke dir wehe zu thun. Nur den Dion nimmst du aus, und daß du den ausnimmst, das beweißt, daß ich über meine Freunde keine Gewalt habe. Hätte ich einige über sie, oder über dich und den Dion, ich bin gewiß, es würde euch allen und den übrigen Griechen besser seyn. Nun aber habe ich nur darin Gewalt und Stärke, daß ich selbst treu gehorche meinem bessern Sinn!

Wisse indessen, und glaube, daß du von dem Kratistalus und Polixenus irrig berichtet worden bist. Der eine soll dir gesagt haben, er habe gehört, daß mehrere aus meiner Gesellschaft auf den Olympischen Spielen sehr

übel von dir gesprochen hätten. Vielleicht hört der Mann besser als ich, denn ich habe so etwas nicht gehört. Wenn dir wieder so etwas von uns zu Ohren kommt; so rathe ich dir, schreibe es mir gleich, und frage mich, ob dem so sey? und glaube gewiß, daß ich mich weder schämen noch scheuen werde, dir die Wahrheit zu sagen.

Du kennst die Verhältnisse, in welchen wir stehen, du und ich. Wir sind beyde beynahe in ganz Griechenland bekannt, und jedermann weiß, daß wir mit einander gelebt haben; auch wird man davon in der künftigen Zeit gewiß nicht schweigen. Denn es wissen viele nur allzugut, daß mein Umgang mit dir groß und gewiß nicht unbedeutend war.

Und wozu das alles? Höre, ich will dirs sagen vom Anfang, wie ichs denke.

Große Gewalt und große Weisheit sind geschaffen beysammen zu wohnen. Sie fol-

gen einander, suchen einander und leben gerne zusammen, und die Menschen freuen sich ihrer wo sie sie beysammen sehen, oder von ihrer Vereinigung hören, sey's in dem wirklichen Leben und in dem Umgang der Menschen, oder in den Gemählden der Dichter. So oft wir von dem Hiero sprechen, oder von dem Lazedämonischen Pausanias, unterlassen wir nie, uns mit Wohlgefallen auch ihres Freundes, des Simonides, zu erinnern, und uns zu erzählen, was er mit ihnen gethan und gesprochen hat. Unsre Lieder besingen nie den Periander von Corinth, ohne den Thales von Milet. So steht überall, neben dem Perikles der Anaxagoras, und Krösus und Solon die Weisen, neben dem gewaltigen Cyrus. Diese in der Natur so schöne Vereinigung der Weisen und der Gewaltigen ahmen die Dichter nach. Zu ihren Creons setzen sie ihre Teresias, den Minos zum Polyedus, zum Agamemnon den Nestor, den Ulys, den Palamedes, und fast glaube ich, daß in eben dem

Geist die Alten selbst dem Jupiter ihren Prometheus beygegeben haben.

Einige von diesen erscheinen uns dann in beständiger Eintracht, andere in beständiger Uneinigkeit. Viele sehen wir zu einer Zeit als Freunde vereinigt, zu einer andern getrennt als Feinde, einstimmig in einigem und in anderm verschiedenen Sinnes.

Wenn du nun das siehst, so wirst du bedenken, daß, wenn wir sterben, unser Ruf nicht zugleich mit uns vergeht. Für diesen Ruf müssen wir also auch Sorge tragen. Denn mich dünkt, uns darf die Zukunft nicht gleichgültig seyn. Nur die verworfenen niedrigen Seelen hat die Natur gleichgültig gegen den Nachruhm gemacht; aber der Edle thut alles, damit sein Andenken in Ehren bleibe, wenn er nicht mehr ist. Und das ist mir ein Zeichen, daß die Abgeschiedenen noch zurückempfinden auf die Erde, die sie verlassen haben;

haben; auch ahndet das hier schon die Seele des bessern Menschen; der Schlechte ahndet es nicht; wahrer aber ist die Ahndung der Seele des Göttlichern!

Nun, dünkt mich, wenn die Gestorbenen, von welchen ich sprach, es noch machen könnten, daß ihr Umgang mit ihren weisen Freunden tadelloser würde, gewiß würden sie dann thun was sie könnten, damit man besser von ihnen redete als nun. Das ist aber dir und mir durch Gottes Willen noch möglich. Noch können wir, wenn wir in der vergangenen Zeit nicht so mit einander gelebt haben, wie es sich gebührte, alles wieder durch That und Worte gut machen. Aber nur durch die Lehren der Weisheit erhalten wir den wahren Nachruhm, und schön wird der seyn, wenn wir diesen Lehren folgen; aber, wie gar anders, wenn wir ihnen widerstreben? Wir können also nichts heiligers noch bessers thun,

als auf diesen einzigen Zweck alle unsre Sorgen zu richten, und nichts schlechters oder den Göttern mißfälligers, als wenn wir das nicht thun. Wie wir aber nun uns gegen einander zu betragen haben, und was von uns Beyden unsre Pflicht erfordert, das höre!

Als ich nach Sizilien kam, wurde ich für einen der besten Philosophen gehalten. Ich kam zu dir nach Syrakus, um durch dich der Philosophie selbst bey dem Volk Ehre zu machen. Aber das gelang mir nicht. Ich will nicht behaupten, daß das, was man wohl sagen könnte, die Ursache wäre, warum mir fehlgeschlagen ist, was ich mit dir vorhatte. Es fehlte dir vielleicht nur am Vertrauen zu mir, und da magst du wohl gleich damals die Absicht gehabt haben, mich bald wieder von dir zu entfernen, um dir andere an meinen Platz anzuziehen, die inzwischen von mir lernen und meine Meinungen ausforschen sollten, alles, weil du mir selbst nicht trautest. Das

misbilligten nun Viele, und viele sagten laut, daß du mich verachtetest, und dich mit gar andern Dingen abgäbst. So sprachen die Leute von dir, und nun höre, was du thun mußt, damit auch ich, wie du es verlangst, dir sagen kann, wie wir künftig mit einander stehen können.

Schätzest du die ganze Philosophie nicht werth der Mühe, dich damit abzugeben; so lege sie lieber gleich bey Seite. Oder haben dir andre etwas bessers gesagt, oder hast du selbst etwas bessers gefunden, als ich dir sagen konnte; so bleibe bey dem. Gefällt dir aber das, was ich dich lehrte; so mußt du auch selbst für mich mehr Achtung haben.

Nun steht also alles wieder bey dir, wie es im Anfang unsrer Bekanntschaft stande. Wie du vorgehst, so werde ich folgen: wie du mich ehrst, werde auch ich dich ehren. Sezzest du aber die Achtung gegen mich beyseite; so werde ich mich begnügen zu schweigen.

Wenn man sehen wird, daß du mich ehrst; so wird man glauben, daß du auch die Philosophie in Ehren hältst, und dann wirst du erreichen, was du von jeher gewünschet hast, daß dich das Volk selbst für einen Philosophen halte. Würde aber ich dich hochschätzen, ohne ein gleiches von dir zu erhalten; so wird jedermann glauben müssen, daß ich nur deine Reichthümer verehrte, und nach deinen Schäzzen strebte. Und wir wissen Beyde, daß man dergleichen Gesinnungen keinen schönen Namen zu geben pflegt. Ueberhaupt, wenn du mir Achtung erweisest, so gereicht das dir und mir zur Ehre; aber, wenn nur ich allein dir anhange; so beschimpfen wir uns beyde! So denke ich über die Lage, in welcher wir uns befinden. *)

*) Diese Stelle wird dem Plato so übel genommen, daß man deswegen den ganzen Brief für unächt erklären will. Man läßt, sagt man, den Plato hier von sich mit solchem Stolz reden, daß es ihm wohl nie eingefallen seyn würde, sich solcher Ausdrücke zu bedienen. Mir scheint Plato hier gegen den Dionys nichts zu sagen, als was er sagen

Was du mir über das Verhältniß der Ku-gel *) sagst, das ist nicht richtig, und das



mußte, um sich vor seinem königlichen Schüler nicht wegzuwerfen. Er sagt das dabey mit so viel feiner Schmeicheley gegen den Dionys, daß wohl niemand ihn darüber tadlen sollte. Offenbar war sein Umgang mit dem Dionys überall bekannt, und der Tyrann konnte die Erwartung, daß die Nachwelt von diesem Umgang noch reden werde, eben sowohl auf seine als auf Plato's Rechnung setzen. Am Ende konnte wohl Plato auch stolz seyn auf seinen Geist; wenn anders die Würdigung seiner Selbst, die von dem Urtheil der Welt und der Nachwelt bestätiget wird, Stolz genannt werden darf. Schreibt doch selbst Aristoteles dem Antipater: Nicht Alexander allein hat das Recht, stolz zu seyn, weil viele Menschen ihm unterthänig sind; wer die Gottheit erkennt, wie er soll, hat eben das Recht. (Plut. περὶ Ἐυθυμίας) Ueberhaupt ist nur das eigentlich ein tadelswürdiger Stolz, der andre verachtet, und ein lächerlicher Stolz, der sich einen Werth zuschreibt, den er entweder nicht hat, oder, der kein Werth ist.

*) Das griechische Wort, dessen Plato sich hier bedient, heißt vielleicht nicht eigentlich eine Kugel im mathematischen Sinn. Deswegen zweifelt auch Cornarus, ob das Wort hier richtig gebraucht werde. So wie er sich aber damit tröstet, daß nicht viel darauf ankomme, ob man diese Stelle, welche Plato so undeutlich ausdrückt, verstehe oder nicht; so kann ich mich auch wohl trösten, wenn ich sie anders übersetze als sie gemeint ist, zumal da man doch auch σφαιρα, in der Bedeutung, welche σφαιρίδιον hat, antrift; warum nicht auch umgewandt?

wird dir Archedemus erklären, wenn er zu dir kommt.

Größer aber, und wichtiger, und heiliger ist die Frage, die du mir durch deinen Gesandten vorgelegt hast, und über diese muß ich ihn genau belehren; denn du bist, wie er mir erzählte, mit dem, was ich dir von der Natur des Ursprungs aller Dinge sagte, nicht zufrieden gewesen. Ich kann dir aber das, was ich dir darüber zu sagen habe, nur gleichnißweis sagen, damit, wenn mein Schreiben zu Wasser oder zu Land verloren werden sollte, der, welchem es in die Hände fällt, es nicht verstehe, wenn er es auch schon lesen sollte. So ist es aber damit:

Alles ist um den König des Ganzen, alles ist um Seinetwegen da, und in ihm ist der Grund von allem Guten und Schönen: Der zweyte vom zweyten, der dritte vom dritten. Das nun wünschet

die Seele des Menschen zu ergründen, und sucht in sich und ihres Gleichen; aber da ist nichts, das gnüge, und in dem König und in dem übrigen, wovon ich sprach, ist nichts, das dem gleiche; da spricht die Seele von dem, was nach ihm ist! *)



*) Dieses bezieht sich auf Plato's Lehre von der Entstehung der Dinge. Gott, als das erste, hat seinen Grund in sich, so weit ist er die erste Ursache des ersten. Das zweyte nach ihm ist, nach Plato, die Welt und die Dämonen. Was diese Schönes und Gutes wirken, davon ist Gott die zweyte Ursache. Von diesen Dämonen wurden endlich die Menschen und die Thiere theils geschaffen, theils bewohnt, das ist also das Dritte, von welchem Gott die dritte Ursache ist. Dem ersten, der Gottheit selbst, gleichen die Dämonen so wenig als die Welt; in diesen kann also die menschliche Seele nichts göttliches finden. Sie spricht also von dem, was nach Gott ist, nemlich von den Dämonen und der sichtbaren Welt.

Es wollen einige auch mit dieser Stelle ihre Behauptung, daß Plato etwas von der Dreyeinigkeit in seinem System aufgenommen habe, belegen. Tiedmann in seiner Untersuchung über den Geist der spekulativen Philosophie im II. Buch S. 118 widerlegt diese Meinung. Er deutet diese Stelle et-

Aber, o Sohn des Dionysius und der Doris! was soll ich dir weiter sagen über die

was zweifelhaft auf Gott, die Weltseele und die Sonne. Eine Deutung, die von der meinigen wenig verschieden ist. Wenn aber derselbe zugleich bey dieser Gelegenheit diesen Brief verdächtig machen will, so scheint er mir zu weit zu gehen. Seine Gründe sind, weil in demselben viele Gemeinplätze eingestreut wären, und solche nicht sehr zusammenhängend vorgetragen würden, wovon zum Beyspiel angeführt wird, weil Plato aus den Beyspielen der Vereinigung mächtiger Menschen mit Weisen folgere, Dionys und er würden der Vergessenheit nicht entgehen; zum andern sage Plato, er habe des Dionys Bekanntschaft gesucht, um die Philosophie vey dem Volk in Ansehen zu bringen; da doch Plato sonst überall den großen Haufen nicht achte, und da nicht er den König, sondern dieser ihn gesucht habe: Endlich drittens werde der Ausdruck: die Seele sagt, erst bey spätern Schwärmern, nämlich dem Philo gefunden.

Was den ersten dieser Einwürfe betrift, so scheint mir einmal Dionys ein Mann gewesen zu seyn, bey welchem Gemeinplätze wohl angewendet waren, und wenn man alle die Schriften des Plato für unächt erklären wollte, in welchen dergleichen vorkommen, so würden nicht viele übrig bleiben; manches auch mag wohl zu unsrer Zeit Gemeinplatz seyn, das es zu Plato's Zeit nicht war. In der That finde ich aber auch solcher Gemeinplätze in diesem Schreiben wenige, und daß Plato überhaupt seine Gedanken nicht immer sehr zusammenhängend vorträgt, kann auch wohl keinem seiner Leser entgehen; auch wird wohl kein Kritiker so strenge seyn, daß er in einem Brief eben einen solchen Zu-

Frage: woher denn das Böse kommt? Diese Frage bekümmert die Seele des Denkers, und



sammenhang der Ideen verlangen sollte, als man ihn in einer philosophischen Abhandlung sucht. Die Gegenstände, die man sich in Briefen mittheilt, sind oft so verschiedener Art, daß sie sich in keinen Zusammenhang bringen lassen. Das Beyspiel, das Herr Tiedmann anführt, belegt aber außerdem auch seinen Vorwurf nicht im geringsten; denn Plato sagt etwas sehr anders, als was Herr Tiedmann ihn sagen läßt. Man sieht aus diesem Schreiben, daß der König dem Philosophen auf eine unschickliche Art zu begegnen anfieng. Dieser wollte ihm darauf zu verstehen geben, daß er das nicht leiden werde. In dieser Absicht macht er also erst den König auf ihre Verhältnisse, die der Nachwelt nicht unbekannt bleiben würden, aufmerksam; dann bemerkt er in verschiedenen Beyspielen, wie sehr diejenigen Großen von der Nachwelt getadelt würden, welche ihre weiseren Freunde nicht anständig behandelt hätten; und endlich ermahnt er ihn, sich nach diesem Beyspiel zu richten, wobey er ihm zugleich deutlich sagt, daß er wegen des Reichthums des Königs sich nicht unschicklich von ihm werde behandeln lassen. Mich dünkt, diese Ideen hängen alle wohl zusammen, und keine derselben enthält einen Gemeinplatz. Der zweyte Grund, den Herr Tiedmann gegen die Aechtheit dieses Briefes anführt, scheint mir eben so unschließend. Plato wollte allerdings die Philosophie nicht populär gemacht haben, aber Ehrfurcht gegen sie wollte er doch dem Volk einprägen. Da nun dieses von einer bloßen theoretischen Philosophie, von welcher dasselbe keinen Nutzen hat, schwerlich zu erwarten war; so schiene es Plato auch

wer diese nicht auflösen kann, der rühme sich nur nicht, die Wahrheit gefunden zu ha=

zu dieser Absicht wichtig, daß einer der reichsten und ein angesehener König seines Zeitalters dem Volk durch Thaten beweise, wie wohlthätig zumal auf dem Thron die ächte Philosophie werden könne. Das sagt aber Plato nicht, daß er von selbst zu dem König gekommen wäre. Die Stelle, auf welche Herr Tiedmann zielt, leidet gar wohl die Erklärung, daß Plato's Absicht, die Philosophie dem Volk ehrwürdig zu machen, eine mit von den Ursachen gewesen wäre, warum er sich habe überreden lassen, zu ihm zu kommen, und eben dieses wird von ihm in dem siebenten Brief umständlicher erläutert. Endlich weiß ich zwar in der That auch mich gerade keiner Stelle zu erinnern, in welcher ein Zeitgenosse Plato's gesagt habe: die Seele spricht; aber daß dieser Ausdruck, zumal in der orakelmäßigen Stelle, in welcher er vorkommt, von Plato, dessen poetischer Styl in jeder Zeile seiner Schriften unverkennbar ist, gebraucht worden sey, scheint mir nichts weniger als unglaublich; und diese und dergleichen Redensarten für schwärmerisch zu halten, wäre doch auch wohl zu prosaisch geurtheilt. Doch in unsern altklugen Zeiten pflegt bald alles, was aus Gefühl gesagt und gethan wird, für Schwärmerey gehalten zu werden. Armer Plato, wenn du nicht das Siegel des Alterthums auf dir hättest, und wenn man, ohne dich gelesen zu haben, einen Anspruch auf Gelehrsamkeit machen könnte, wer würde dich in dem prosaischen Zeitalter, in welchem das die höchste Weisheit ist, nichts zu sehen, als was vor den Füssen liegt, und nichts anzunehmen, als was man mit Händen greifen kann, noch lesen wollen!

ben. *) Zwar hast du mir in deinem Garten, als wir in dem Lorbeerhaine wandelten,

*) Daß Plato die Materie, oder den Stoff der Dinge mit Gott für gleich ewig und für unfähig hielte, den Eindruck der göttlichen Idee, oder die Aehnlichkeit des Urbildes der Welt das Gott sahe, da er schuf, anzunehmen, ist wohl ausgemacht. Ingleichen läßt sich auch wohl nicht zweifeln, daß Plato sich die physischen Kräfte der Materie als die materielle Weltseele dachte, mit welcher Gott den Geist der Harmonie vereinigte, um sie einer zweckmäßigen harmonischen Leitung des zur Welt geordneten Chaos fähig zu machen. Aus diesen Begriffen läßt sich dann einsehen, wie der Philosoph sich den Ursprung des Uebels dachte. Selbst dieser Brief beweist aber, daß Plato die Schwierigkeiten wohl einsahe, welche auch dieser Darstellung anhängen, und welche man doch, wie mich dünkt, oft größer gemacht hat, als sie sind. Wenigstens wird eine Theodizee nach Plato's System dem menschlichen Geist immer weit annehmlicher, und vielleicht in der Moral weit wirksamer seyn, als viele andere. Und ganz entbehrlich scheinen mir doch die Theodizeen nicht, so lang unser Herz noch Ansprüche an uns macht, und unser Verstand uns mehr nicht sagen kann, als daß er nichts weiß!

Uebrigens hoffe ich hier den Sinn des Plato nicht verfehlt zu haben, wenn ich die Worte: ὃ πάντων αἴτιον ἐςὶ κακῶν nicht wie die lateinischen Uebersetzer thun, auf die Frage selbst ziehe, sondern auf den Gegenstand der Frage. Ich sehe nicht, worin dieses der Sprache zuwider wäre, und finde sonst keinen Sinn in der Stelle; denn die Frage könnte doch, als Frage, unmöglich die Ursache von allem Uebel seyn.

behauptet, daß du das alles wüßtest, und daß du es von dir selbst gefunden hättest. Und ich sagte dir, wenn du das glaubtest, so würdest du mir viel Worte sparen; noch hätte ich aber keinen gefunden, der das wisse, und mir selbst mache diese Frage viel zu schaffen. Vielleicht hast du aber einmal etwas von jemand gehört, und irgend ein gutes Glück hat dich auf die Spur gebracht; nachher aber magst du wohl die Beweise, die du hörtest, nicht so wie sie bestehen konnten, zusammengehangen haben, sondern du hast sie vermuthlich so lang hin und her geworfen, bis dir deine Einbildung eine Hypothese eingabe, die dir gefiel. Damit ist es aber nicht ausgemacht! Doch ist der Fehler dir nicht allein eigen. Vielmehr kann ich dir sagen, daß selten mich jemand zum erstenmal gehört hätte, dem es nicht im Anfang eben so ergangen wäre. Und manche sind nun schwer, manche leichter zurückgekommen, aber kaum wird Einer gewesen seyn, dem es ganz leicht geworden wäre.

Da nun aber dem so ist, und da dergleichen Dinge so vielen begegnen, so dünkt mich haben wir nun auch in dieser Rücksicht gefunden, in welchem Verhältniß wir, wie du schreibst, gegen einander stehen müssen. *) Denn wenn du das alles überlegst, und andere um Rath fragst, und wenn du das, was ich dir sage, mit dem zusammenhältst, was du von andern hörst, und dann wieder alles genau erwägst, so mußt du dich überzeugen, und dich mit vollem Vertrauen an Uns und die Unsrigen halten. Wie wär' es anders möglich?

Du hast wohl gethan, daß du den Archedemon zu uns geschickt hast. Wenn er wieder zu dir kommt, und dir meine Antwort bringt, und meldet, was ich gesagt habe; so

*) Dieser Uebergang zu dem Hauptgegenstand dieses Briefes ist etwas gewaltsam. Einem aufmerksamen Leser wird es aber wohl von selbst in die Augen fallen, daß Plato die Hypothesensucht des Dionys selbst dazu brauchen will, um ihn wieder an sich, und an seine Schule zu ziehen, wo er noch so vieles zu lernen hätte, um richtiger zu philosophiren.

werden dir vielleicht wieder neue Zweifel einfallen, und wenn du dann klug bist, so schickst du mir ihn noch einmal, und dann wird er wieder mit einer neuen Ladung zu dir zurückkehren. Hast du aber dieses nun ein paar mal gethan, und willst du das, was ich dir sagen lasse, genau durchdenken und prüfen, so müßte es ein großes Wunder seyn, wenn du nicht alsdann die Sachen alle von einer ganz andern Seite sehen solltest, als nun. Das thue also und fasse Muth, und glaube, daß der Handel, den du alsdenn durch den Archedemus treiben wirst, der schönste und herrlichste ist, den du treiben kannst! Habe du bey dem allem nur acht, daß diese Dinge nicht unter den rohen und unwissenden Haufen kommen.

Mich dünkt, dem großen Haufen müssen dergleichen Ideen höchst lächerlich scheinen, und nur die feinern Seelen können sie aufnehmen mit Ehrfurcht und mit dem Gefühl ihrer

Göttlichkeit. Aber, nur ein fleißiges, müh-
sames Durchdenken vieler Jahre kann sie läu-
tern, wie das Gold mit Mühe geläutert wird.
Denn wunderbar ist es allerdings, wie viele,
mit dem gelehrigsten Verstand, mit dem be-
sten Gedächtniß, geschickt zu prüfen und zu
urtheilen, doch erst nach dreyßigjähriger Ar-
beit und Mühe, spät in ihrem Alter erkann-
ten, wie lichtvoll und wie wahr das ist, was
sie in dem Anfang für unglaublich hielten; wie
gar anders als das, was sie anfangs glaub-
ten. Das bedenke also, und hüte dich, daß
du nicht nun schon etwas von dir hören läßt,
das deiner unwürdig wäre, und das du be-
reuen möchtest. Am besten wirst du das ver-
meiden, wenn du vor der Hand noch nichts
schreibst, sondern erst alles vollständig ausler-
nest. Denn du wirst schwer verhüten können,
daß, wenn du etwas schreibst, nichts davon
unter die Leute komme. Deswegen habe auch
ich selbst noch nichts über diese Gegenstände
geschrieben, und du wirst weder jetzt noch ir-

gend jemals ein Werk des Plato finden, das von ihnen handle, sondern was ich darüber geschrieben habe, ist alles vom Socrates, der schon als Jüngling ein Weiser war. *) Lebe wohl,

*) Auch diese Stelle hat zu einem Beweis dienen sollen, daß dieser Brief unächt ist, und in der That ist es auch sehr wahr, daß Plato hier etwas sehr anstößiges sagt, das allem zu widersprechen scheint, was in Plato's Werken vor Augen liegt. Selbst aber um dieser anscheinenden Unrichtigkeit willen scheint mir dieses Schreiben destomehr ächt zu seyn; indem, wer dem Plato solch einen Brief hätte unterschieben wollen, sich wohl gehütet haben würde, eine Blöße dieser Art zu geben. An sich scheint mir aber der Widerspruch auch nicht so schwer zu heben. Plato sagt gar nicht, daß er über die Philosophie nichts geschrieben habe, auch nicht, daß die Dialogen, welche ihm zugeschrieben werden, von dem Socrates wären geschrieben worden; sondern er sagt nur, wenn ich seine Worte umschreiben darf: „Von den geheimen Dingen und den tiefern Erörterungen der Fragen über den Ursprung des Bösen u. d. gl. habe ich nichts geschrieben. Freylich laufen viele meiner philosophischen Schriften im Publikum herum; aber keine von ihnen enthält etwas von meinen eignen Spekulationen über diese Gegenstände, sondern nur das, was ich von dem Socrates gehört habe, und wie dieser dachte, da er noch jünger war." — Ob Plato sich hier nicht selbst betrogen hat, oder ob Socrates nicht wirklich auch in seiner Jugend manches über die Schöpfung, die Materie, die Seelenwanderung u. d. gl. poetisirt hat, traue

wohl, und folge mir! Lies diesen Brief vielmal und oft, und dann verbrenne ihn. — So viel von dem.

traue ich mich nicht zu entscheiden. Es ist sehr möglich — und welchem Denker ist es nicht schon oft so gegangen? — Daß Plato dem, was er von dem Sokrates gehört hatte, seine eigne Farben und Gestalten gab, und endlich selbst glaubte, sein Lehrer habe die Sachen gerade so hingestellt, und da Plato einige seiner Dialogen schon zu Socrates Lebzeiten heraus gegeben hat, so ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß er wissentlich seinen Lehrer eine andere Rolle habe spielen lassen, als diejenige, die er sich an ihm gesehen zu haben dachte. Nicht weniger wahrscheinlich ist es aber auch, daß Socrates selbst in seiner Jugend, wie er nachher dem Euklid vorgeworfen hat, mehr mit Sophisten als mit Menschen zu leben wuste, und ist es wahr, daß er den Anaxagoras gehört hat, und daß er in der Schule der Physiker sehr fleißig war; so ist es beynahe nicht anders möglich, als daß er anfangs über dergleichen Dinge nicht selbst spekulirt haben sollte; vielmehr ist es sehr wahrscheinlich, daß eben er die gröbere Physik und Cosmogonie der ältern Philosophen verfeinert, und ihnen die Gestalt der höhern ehrwürdigern Mystik gegeben hat, in welcher sie nun in den Werken des Plato erscheint. Sein reiner Genius führte ihn vielleicht erst in seinem Alter zu der bescheidenern Weisheit des Menschensinns, und deswegen sagt auch hier Plato, daß diese Dinge dem Socrates, da derselbe noch jung gewesen, angehört hätten. Diese Vermuthung wird denjenigen nicht unwahrscheinlich vorkommen, welche die Philosophie ihres angehenden männlichen Alters mit dem

Du wunderst dich, warum ich dir den Polixen nicht schicke; glaube mir, er und Lykophron und alle die, welche nun um dich sind, alle die sind, wie ich immer sagte und noch sage, sowohl in Ansehung ihres Genies als in der Ordnung ihrer Gedanken und ihres Vortrags weit unter dir. Und es ist gewiß nicht, wie viele sagen wollen, blos Gefälligkeit gegen dich, wenn sie dir in euren philosophischen Streitigkeiten nachgeben; sondern sie können wirklich nicht gegen dich aufkommen, und du verfährst sehr gelinde und sehr freygebig mit ihnen. Doch, das ist schon zuviel von solchen Leuten, wie diese sind! Den Philistion hingegen benutze sehr, wenn es anders seine Umstände erlauben; auch rathe ich dir, den Speusippus zu benutzen, und dann schicke ihn wieder; denn dieser Speusippus hat auch

zusammenhalten, was sie in ihrem grauen Alter gedenken. Und wohl denen, die alsdann auch von ihrem guten Geist zu der Bescheidenheit des einfachern Menschensinns zurückgeführt werden, und noch Geschmack und Seele für ihn übrig behalten haben.

dich nöthig. Philisto hat mir versprochen, daß er gerne nach Athen kommen wolle, wann du ihn von dir lässest. — Daß du den aus den Steinbrüchen losgelassen hast, daran hast du wohl gethan. Es war nicht viel, was für ihn und seine Leute und für den Hegesippus und den Ariston verlangt wurde. Denn du schreibst mir ja selbst, du werdest es selbst nicht leiden, daß jemand diesem oder jenem etwas zu Leide thue. Dem Lysiklides muß ich übrigens mit Wahrheit das Zeugniß geben, daß er allein von allen denen, die aus Sizilien zu uns nach Athen kamen, nichts gethan hat, was meinen Umgang mit dir stören könnte; vielmehr hat er immer selbst das, was in deinem Betragen gegen mich gut war, noch mehr ausgeschmückt und erhoben.

---

## Vierter Brief.

(in der gemeinen Sammlung der dritte.)

### Plato an Dionys.

Du fragst: ob wir in den Grüssen, die wir uns am Anfang unsrer Briefe zu schreiben pflegen, nicht einander lieber wünschen sollten, froh zu seyn, als, wie ich in meinen Briefen pflege, wohl zu seyn; und es haben mir verschiedene erzählt, sie hätten es mit angehört, daß du in Delphi sogar den Gott nach deiner Art angeredet, und auch geschrieben hättest:

Sey froh, und gieb dem König frohes Leben!

Ich gestehe dir, ich würde niemand rathen, sich einer solchen Anrede weder an die Menschen noch viel weniger an die Götter zu bedienen. Nicht an die Götter, weil ich glaube, daß das, was wir froh seyn nennen, gegen ihre Natur ist, denn Freude und Schmerz

ist ihnen gleich unbekannt; nicht an die Menschen, weil Freude und Schmerz ihnen gleich schädlich ist, und ihre Seele stumpf macht, und vergeßlich und unweise, und geneigt zu aller Ungerechtigkeit. — So denke ich von diesem Gruß, und das magst du nun aufnehmen wie du willst!

Uebrigens muß ich vernehmen, daß du zu einigen Gesandten gesagt haben sollst, du hättest ehemals in meiner Gegenwart dich erklärt, daß du gesonnen wärest, nicht allein die griechischen Städte Siziliens wieder aufzubauen, sondern auch den Despotismus, mit welchem du die Syrakusaner bisher regiert hättest, zu erleichtern, und dem Volk eine monarchische Verfassung zu geben; von diesem Vorsatz aber, der dir so sehr angelegen gewesen wäre, hätte ich allein dich abgehalten, und nun ermahnte ich dennoch, wie du sagst, den Dion unaufhörlich, daß er das alles selbst thun sollte, und arbeitete mit ihm blos darauf,

durch Ausführung eben der Ideen, die wir dir abgerathen hätten, dir dein Reich aus den Händen zu reißen.

Du mußt wissen, warum du solche Dinge aussprengst, und was du für einen Vortheil davon hast; mir aber kannst du mit solchen Unwahrheiten keinen Schaden bringen. Hat doch schon Philistides und so viele andere, blos deswegen, weil ich bey dir auf dem Schlosse wohnte, mich genug bey deinen Lohnsoldaten und in ganz Syrakus verläumdet; und glaubte doch damals auch die ganze Stadt, daß ich Schuld an allem Uebel wäre, das bey euch geschahe, indem du nichts thätest, als was ich dir riethe. Du aber weißt am besten, daß ich zwar freylich in dem Anfang, da ich noch etwas Gutes stiften zu können hoffte, manchmal von selbst Hand an die Staatsgeschäfte zu legen mich bemühte, daß aber selbst damals alle meine Arbeiten sich beynahe nur auf einige Vorreden zu euren Gesetzen beschränk-

ten, denen noch dazu du oder wer es sonst war, noch manches beygesetzt haben soll. Wenigstens höre ich, daß nach der Hand sich einige daran gemacht, und alles wieder auf Schrauben gesetzt haben sollen, welches jedoch jeder, der mich kennt, leicht von meiner Arbeit unterscheiden wird. In der That brauche ich also weder bey den Syrakusanern, noch bey denen, welchen du solche Dinge vorsagst, noch mehr verläumdet zu werden; vielmehr bedarf ich einer Verantwortung, sowohl für jene alte, als auch für diese neuere weit härtere und drückendere Beschuldigungen.

Zwey Dinge werden mir zur Last gelegt; meine Verantwortung muß also auch zweyfach seyn. Zuerst muß ich darlegen, daß ich guten Grund gehabt habe, warum ich mit dir in den Staatsgeschäften nichts gemein haben wollte; und dann zum andern, daß ich dir von dem Vorsatz, den du gehabt haben willst, nie abgerathen, noch dich jemals gehindert

habe, die griechischen Städte in Sizilien wieder aufzubauen.

Zuerst also von jenem. Ich kam nach Sizilien, berufen von Dion und von dir. Jenen habe ich jederzeit hochgeschätzt, und er war schon lange mein Freund. Er stunde damals in dem mittlern und männlichen Alter, das, wie jedermann leicht einsieht, das beste und geschickteste ist, in den Verhältnissen zu rathen, in welchen du dich damals befandest. Du hingegen warest noch sehr jung, und sehr unerfahren und sehr unwissend in allem, was du hättest wissen sollen. Ich aber kannte dich gar nicht. Es dauerte nicht lang, und Dion wurde, ich weiß nicht, durch welchen Zufall oder durch welchen Menschen oder Gott, von dir getrieben.

Nun standest du allein! — Sage selbst, hätte ich damals unternehmen sollen, mit dir das Ruder des Staates zu führen? Ich, der ich sahe, daß der Weiseste und Beste uns ver-

loren war, und nur der Unweise uns bleibe; umgeben von einem Haufen von Thoren und schlechten Leuten, unter welchen er glaubte zu regieren, da er doch nur that, was diese wollten. Was sollte ich unter diesen Umständen anders thun, als was ich am Ende zu thun gezwungen war; nämlich, allem Antheil an den Staatsgeschäften mich zu entschlagen, und nur auf meiner Hut zu seyn, damit ich nicht der Bosheit und dem Neid Blößen zu irgend einigem Argwohn gäbe? Das war auch meine einzige Sorge, und nebenbey suchte ich nur dich und den Dion, ob ihr gleich so weit von einander getrennt, und so sehr gespannt waret, wieder mit einander auszusöhnen. Ich fordere dich selbst zum Zeugen auf, ob ich jemals diesen meinen Zweck zu verfolgen nachlässig war? Endlich, da sich der Krieg entspann, wurden wir nicht ohne große Mühe einig, daß du mich entlassen, nach dem Frieden aber den Dion und mich wieder zu dir rufen wolltest, worauf wir beyde bey dir bleiben

sollten. Das alles geschahe bey meinem ersten Aufenthalt, und bey meiner Errettung von deinem Hof.

Als der Frieden geschlossen war, riefst du mich zum anderumal zu dir, aber nicht wie du versprochen hattest, sondern du riefst mich allein, und versprachst mir nur, den Dion ebenfalls in einiger Zeit nachkommen zu lassen. Da schlug ich dir alles ab, und zerfiel deswegen selbst mit dem Dion. Denn dieser glaubte, es wäre besser, daß ich deinem Ruf folgte, und zu dir käme. Indessen verstrich ein ganzes Jahr. Da schicktest du mir ein Schiff, und schriebst mir wieder, und versprachst mir wieder in deinen Briefen, daß, wenn ich käme, du auch gegen den Dion dich vollkommen so betragen wolltest, wie ichs nur wünschen könnte. Würde ich aber nicht kommen, so würdest du gerade das Gegentheil thun. Ich schäme mich zu sagen, wie viel Briefe nach Briefen ich von dir, und aus Italien,

und aus Sizilien von allen meinen Freunden und Bekannten empfangen habe, die alle mir anlagen, zu dir zu kommen, und deiner Bitte statt zu geben. So einstimmig wünschten alle, und unter allen Dion am meisten, daß ich mich ermannen und die Reise antreten sollte. Vergebens schützte ich mein Alter vor, vergebens sagte ich ihnen voraus, daß du der Mann nicht wärest, der den Verläumdungen unsrer Feinde, die nur immer Zwietracht und Uneinigkeit zu stiften trachteten, widerstehen könnte.

Denn damals sahe ich schon, und noch sehe ich täglich, daß sowohl in den Palästen der Könige, als in den Häusern der Bürger, Reichthum und Ueberfluß überall, nach dem Maas seiner Größe, immer nur Verläumder, und gefährliche, schädliche Schmeichler nährt, und das ist das größte Uebel, das dem Reichthum und der Menschengewalt anzuhängen pflegt. Das sahe ich also wohl, dennoch ließ ich alles stehen und liegen, und gieng, damit

wenigstens niemand meiner Freunde mich beschuldigen könnte, daß ich sie hätte retten können, und daß nur meine Trägheit Schuld an ihrem Unglück wäre. Ich kam also; aber wie es hernach gegangen ist, das weißt du genug. Im Vertrauen auf die Zusage deiner Briefe verlangte ich, daß du den Dion zurückrufen, und ihm wieder dein Zutrauen und seine alte Stelle unter deinen Freunden geben solltest. Ich legte dir zugleich die Gründe dar, warum ich es für so wichtig hielte, daß ihr wieder Freunde würdet, und hättest du mir damals gefolgt, so würde es, wenn mich nicht alles betrügt, wahrscheinlich besser um dich stehen, und um ganz Syrakus und um unsre Griechen. Hernach verlangte ich, daß du wenigstens das Vermögen des Dion seinen Freunden ausliefern, und es nicht verkaufen und in den Händen der Leute lassen solltest, denen du es zum Verkaufen hingabst, und die dir bekannt genug sind. Endlich wollte ich nur, daß du ihm das Geld, das er sonst jährlich erhielte,

und ehe mehr als weniger schicken solltest, damit er nicht am Ende wohl gar noch darunter leiden müßte, daß ich zu dir gekommen bin. Da du nichts von dem allem thun wolltest, was ich forderte, verlangte ich wieder zurückzukehren. Da batest du mich, daß ich nur noch das Jahr bey dir bleiben möchte, und versprachst wieder, dem Dion sein ganzes Vermögen zurück zu geben, nur mit dem Beding, daß er die Hälfte in Corinth bezöge, und die andere Hälfte seinem Sohne zugetheilt würde. — Doch, du hast so viel versprochen, und so nichts gehalten, daß ich nicht fertig werden würde, wenn ich alles erzählen wollte. Ich will also Alles in Einem zusammenfassen; denn, da du gegen dein ausdrückliches Versprechen, keine Veränderung mit den Gütern des Dions ohne seinen Willen vorzunehmen, sie dennoch eigenmächtig hinter ihm her verkauft hattest, da setztest du, du vortreflicher Mann, äußerst kindisch die Krone auf die Treulosigkeit, womit du so oft dein Wort gebro-

chen hast, und erdachtest eine häßliche, niederträchtige, strafbare und noch dazu zwecklose List, womit du mich, eben als wenn mir alles, was um mich her geschahe, verborgen seyn könnte, so zu erschrecken hofftest, daß ich es nicht mehr wagen würde, mich noch mit einem Wort für Dion zu verwenden. Du hattest nämlich damals den Heraklides vertrieben, und da dieses ganz Syrakus so wie ich selbst für höchst ungerecht hielte, und ich deswegen nebst dem Theodotus und Eurybius dich bat, ihn zurück zu rufen, nahmst du daher den Vorwand, mich zu beschuldigen, daß ich nun deutlich an den Tag gelegt hätte, wie wenig ich nach dir fragte, und wie sehr ich hingegen um den Dion und um seine Freunde mich bekümmerte; denen zu gefallen ich den Theodotus und Heraklides, die beyde sehr vieler Verbrechen wegen angeklagt wären, ihrer Strafe entziehen wollte. Siehe, das ist alles, was wir von Staatsgeschäften mit einander getrieben haben; oder war sonst noch et-

was vorgefallen, worüber wir uns entzweyt hätten, so bezog sich doch alles allein auf das. Und das darf dich gar nicht befremden! Denn ich würde in den Augen aller Rechtschaffnen billig als ein schlechter Mann erscheinen, wenn ich, geblendet von der Größe deiner Gewalt, meinen alten vertrauten Freund, der, aufrichtig zu sagen, bey weitem nicht geringer ist als du, wenn ich den in dem Unglück, in das du ihn gestürzt hast, verlassen, und dir, der du so ungerecht gegen ihn bist, so angehangen hätte, daß ich deines Reichthums wegen mit allem zufrieden gewesen wäre, was dir gut dünkte. Denn, wer würde nicht von mir gedacht haben, daß blos dein Reichthum mich geblendet hätte, wenn ich je von Dions Seite auf deine getreten wäre? Diese meine Treue gegen den Dion war also allein die Ursache des Mißtrauens, das unsre Freundschaft getrennt, und unsre Verbindung aufgelöst hat. Und an dem allen bist du allein Schuld gewesen.

Und diese Darlegung unsers Verhältnisses führt mich von selbst auf den zweyten Punkt meiner Verantwortung. Ueber das, was jetzt geschehen ist, richte du selbst, ob ich die Wahrheit sage, oder nicht.

Ich sage nämlich, daß, als du etwa zwanzig Tage vor meiner Abreise aus Syrakus in deinem Garten, in Gegenwart des Archedemus und des Aristokritus, mir eben den Vorwurf machtest, daß ich nämlich dem Heraklides und seinen Freunden mehr anhienge als dir, du noch hinzusetztest: ob ich noch wüßte, wie ich dir gleich in dem Anfang unsrer Bekanntschaft gerathen hätte, die griechischen Städte in Syrakus wieder herzustellen? Ich antwortete dir damals, daß ich das noch wohl wisse, und daß ich noch eben dieses für das Beste hielte. Darauf sagte ich ferner: (denn es muß nun alles herausgesagt werden) ob ich dir damals nur das, oder ob ich dir noch etwas anders gerathen hätte? Du gestandest,

daß

daß du dich wohl noch erinnertest, was damals gesagt worden wäre; aber du wurdest dabey sehr aufgebracht, und wolltest mir, wie du glaubest, etwas bitteres sagen; denn du empfandest es tief in der Seele, ob du jetzt gleich das alles nur ansiehest wie einen Traum. Wenn ich mich recht erinnere, sagtest du mit einem sehr unschicklichen Gelächter; so hast du mir damals, wie ein Präzeptor, allerley zu thun und zu lassen befohlen. Ich antwortete, du erinnerst dich wohl. Darauf sagtest du: gehörte das auch zur Geometrie, oder wohin sonst? Auch darauf hätte ich gar manches antworten können; aber aus Furcht, daß du meine Abreise, welcher damals nichts im Weg zu liegen schiene, verhindern möchtest, wenn ich dich mit einem Wort beleidigte, schwieg ich stille.

Dieses alles beweist nun genug, wie wenig du Grund hast, mich zu beschuldigen, daß ich dich abgehalten hätte, die griechischen Städte, welche die Barbaren verwüstet hat-

ten, wieder herzustellen, oder deine Gewalt über die Syrakusaner zu beschränken, und ihnen statt deines Despotismus eine monarchische Constitution zu geben. Wahrhaftig, du konntest keine Verläumdung gegen mich finden, die mir weniger angemessen wäre, als diese. Wäre irgendwo ein Richter, der zwischen mir und dir urtheilen könnte; so würde es mir leicht seyn, gerade von dem Gegentheil Beweise vorzulegen, und darzuthun, daß ich dir allerdings das alles angerathen habe, und daß du hingegen meinen Rath nicht annehmen wolltest, so sehr es in die Augen fällt, daß du nichts thun kannst, was deiner Insel, oder deiner Stadt, oder dir selbst vortheilhafter wäre.

Und nun, wenn du leugnest, daß du diese Verläumdung gegen mich ausgestoßen hättest, und du hast sie doch gesagt: so kann ich rechten mit dir; gestehst du sie aber ein, so folge dem Beyspiel des Ste-

sichorus, und widerrufe was du gesagt hast, und tritt von der Lüge auf die Seite der Wahrheit.

---

## Fünfter Brief.

(in der gemeinen Sammlung der vierte.)

### Plato an Dion.

Jedermann weiß, daß ich in der ganzen Zeit, an allem dem, was mit dir vorgegangen ist, den lebhaftesten Antheil genommen habe, und daß ich keine Mühe gespart habe, deiner Sache einen guten Ausgang zu verschaffen, blos aus meiner reinen Liebe gegen alles, was schön und gut ist. Denn ich glaube, daß diejenigen, welche mit wahrem Gefühl groß denken und groß handeln, auch mit Ehre gekrönt zu werden verdienen. — Und, unter Gottes Beystand ist auch bis nun alles erwünscht von statten gegangen. Aber groß ist der Kampf, der

euch noch bevorsteht. Denn Thätigkeit, Stärke, Muth haben mehrere schon gezeigt; aber im Geist der Wahrheit, mit Gerechtigkeit, mit Großmuth, mit Anstand zu handeln, das ist es, worin diejenigen, deren Seelen diesen Tugenden nachgestrebt haben, sich vor allen andern unterscheiden müssen. Du siehst, was ich sagen will, und weißt, daß es uns nun ziemt, in dem allem die Leute, die du kennst, weiter als Knaben hinter uns zu lassen. Wir müssen zeigen, daß wir das sind, wofür wir uns ausgeben. Und mit Gott wird uns auch das nicht schwer fallen. Denn andere sind gezwungen, viele Umschweife zu gebrauchen, ehe sie nur bekannt werden. Du bist aber nun so weit gekommen, daß, wenn ich so sagen darf, die ganze Welt ihre Augen nun nur auf einen Ort, und in dem Ort nur auf dich richtet. Nun arbeite auf der großen Scene, wo dich alle sehen, daß du in dir uns wieder den alten Lykurg darstellst, oder den Cyrus, oder wer sonst in der Tugend und in

der Weisheit der Gesetzgebung ihre Stufe errungen hat; zumal jetzt, da so viele bey uns und fast alle vermuthen, daß nun, nachdem Dionys gestürzt ist, auch eure Unternehmung bald an deinem, und Theodots, und Heraklidens und der Uebrigen Ehrgeiz scheitern werde. Wohl wünschte ich, daß so keiner da wäre; sind sie aber da, so sey ihr Arzt und bessere sie, und möchte euch das alles zum besten gelingen.

Doch, das alles weißt du schon, und es ist lächerlich, daß ich mir herausnehme, es dir zu sagen. Aber, selbst die Jungen ermuntern ja oft auf der Scene den Dichter; warum sollte nicht auch ich mein Wort dem Freunde zurufen, der da weiß, mit welcher eifriger Liebe ich an ihm hange. Fahr also fort in deiner großen Laufbahn, und laß michs wissen, wenn du etwas brauchst. Hier ist noch alles wie du es verlassen hast. Ihr aber meldet uns doch, was ihr gethan habt, und was ihr noch thut; denn wir hören vieles,

und wissen doch wenig. Zwar laufen viele Briefe von dem Theodot und dem Heraklides in Argina und in Sparta herum, aber wie gesagt, man erzählt uns vielerley von euch, aber nie etwas, worauf wir uns verlassen könnten. Das muß ich dir aber doch noch sagen, daß viele dich beschuldigen, du wärest zu wenig leutselig. Merke dir, daß, wenn man durch Menschen wirken will, man auch suchen muß, ihnen zu gefallen; *) und daß Hartnäckigkeit und Eigensinn meist eine Folge der Einsamkeit ist — Sey glücklich.

*) Man würde sehr ungerecht gegen Plato seyn, wenn man diese Stelle von etwas anderm, als von den gleichgültigsten Dingen verstehen wollte.

# Sechster Brief.

(in der gemeinen Sammlung der siebente.)

## Plato an die Freunde und die Angehörigen des Dion.

Ihr habt mir geschrieben, daß ihr der Meinung wäret, ihr müßtet nach eben den Planen arbeiten, welche Dion vorhatte; und habt mich ersucht, euch darin mit Worten und Werken beyzustehen, so viel ich vermag. Ist das euer Ernst, und denkt ihr wirklich wie Dion dachte, so gebe ich euch mein Wort, daß ich in eure Gemeinschaft treten will; wo nicht, so muß ich euren Antrag weiter überlegen. Damit ihr nun aber auch wißt, wie Dion dachte, so will ich, nicht aus bloßen Vermuthungen, sondern weil ich es wohl weiß, euch seine Gedanken und sein ganzes Vorhaben eröffnen.

Als ich in meinem vierzigsten Jahre zum erstenmal nach Syrakus kam, war Dion in dem Alter, in welchem nun Hiparinus steht,

und schon damals hielte er dafür, daß Syrakus frey seyn, und nach den sichersten und besten Gesetzen regiert werden müsse; und in dieser Gesinnung ist er verharrt bis an sein Ende. Es ist also kein Wunder, daß ich, der ich in der Politik überhaupt eben so dachte, bald mit ihm übereinstimmte. Wie aber das geschahe, das ist wohl werth, daß es die Alten und die Jungen hören, und ich will versuchen, es euch von dem ersten Anfang an zu erzählen; denn es ist nun wohl die beste Zeit.

In meiner Jugend gieng es mir, wie es mehrern Jünglingen zu gehen pflegt. Ich nahm mir vor, sobald ich zu meinen Jahren gelangt seyn würde, mich den Staatsgeschäften zu widmen. Aber mein Vaterland erfuhr damals besondere Schicksale. Viele waren mit der Regierung unzufrieden, da entstand eine Revolution, an deren Spitze sich ein und funfzig Bürger setzten.

Zwey Parteyen, eine von eilfen und eine von zehen nahmen wechselsweis die Geschäfte des Hafens und die Aufsicht auf den Markt über sich, je nachdem sie dort oder in der Stadt sich aufhielten; die übrigen dreyßige aber machten sich zu unumschränkten Herren des ganzen Staates. Unter diesen hatte ich manche Bekannte und Freunde, und diese luden mich ein, ihren Unternehmungen beyzutreten. Es war sehr natürlich, daß ich in dem Alter, worin ich damals stund, ihnen Gehör gabe, denn ich glaubte, daß ihre Absicht nur dahin gieng, die schlechte Regierung des gemeinen Wesens zu verbessern, um Recht und Gerechtigkeit zu befördern. In dieser Voraussetzung beobachtete ich sie also genau. Aber ich bemerkte bald, daß der vorige Zustand des Staates golden war gegen den, in welchen diese ihn nun versetzten. Insbesondere mußte ich unter andern mit ansehen, wie sie dem alten Sokrates, meinem Freund, welchen ich nicht erröthe, für den besten und gerechtesten Menschen dieser

ganzen Generation zu erklären, wie sie dem nebst noch einigen andern anmuthen wollten, einen Bürger durch Gewalt zum Tod zu verurtheilen, und wie sie ihn selbst, er mochte wollen oder nicht, in ihre Gemeinschaft zu ziehen sich bemühten. Aber er gehorchte ihnen nicht, und wollte lieber das äußerste über sich ergehen lassen, als Antheil an ihren Ungerechtigkeiten nehmen. Da ich das sehen mußte, und noch so vieles andere von gleichem Schlag, da wurde ich betrübt in meinem Herzen, und zog mich zurück von dem Bösen, das in dieser Zeit die Oberhand hatte.

Nicht lange hernach fiel die Tyranney der dreyßigen sammt ihrer Staatseinrichtung. Nun wachte ich wieder auf, und gab, doch mit mehr Besonnenheit, meiner Begierde, mich in die Staatsgeschäfte einzumischen, nach. Aber der Staat war einmal in eine solche Verwirrung gerathen, daß auch in der neuen Verfassung noch manches geschahe, das mir nicht

wenig mißfiel. Auch ist es kein Wunder, daß bey einer solchen Revolution viele ihre Feinde, mehr als sich gebührte, druckten, obgleich nicht zu leugnen ist, daß die Vertriebenen, die damals wieder zurück kamen, noch einige billige Bescheidenheit zeigten. Mit allem dem fügte es sich doch so, daß einige der damaligen Obern sich beykommen ließen, meinen alten Freund, den Socrates, vor Gericht zu fordern, und ihn eines abscheulichen Lasters zu beschuldigen, dessen er wahrhaftig am wenigsten fähig war. Sie beschuldigten ihn nämlich der Irreligiosität, und ließen ihn verdammen und tödten; ihn, der so kurz vorher, zu eben der Zeit, da diese seine Verfolger als Vertriebene im Elend herumirrten, sich der Vertriebenen so annahm, daß er lieber alles leiden, als Theil an dem Todesurtheil nehmen wollte, das Einem derselben beschieden war. Da ich nun das alles sahe, und merkte auf die Sitten und die Gesinnungen derer, welche damals

am Ruder des Staates saßen, und da ich die Gesetze beobachtete, die sie gaben, und die Weise, nach welcher sie handelten, und das alles prüfte, und inzwischen mein Alter, meine Einsichten geschärft hatte! da wurde ich überzeugt, und fühlte innigst, daß ich keinen Theil an dieser Staatsverwaltung nehmen durfte. Denn ohne alle Freunde, und ohne treue Gefährten ist da nicht fortzukommen. Dergleichen konnte ich aber damals nicht zu finden hoffen, weil unsre Stadt die Sitten und die Grundsätze unsrer Väter verlassen hatte. Und mir neue Freunde von dem Schlag anzuziehen, war schwer; auch war das Ansehen der Gesetze gefallen bis zum Erstaunen. So groß also aufangs mein Eifer für die Staatsgeschäfte war; so schwindelte es mir doch damals, da ich alles so vor mir liegen sah, wie es lag; alles so drunter und drüber gehen, wie es gieng; wenn ich nur dar-

an dachte, daß ich Theil an denselben nehmen sollte. Ich entschloß mich also, zwar in meinen politischen Untersuchungen fortzufahren, indem doch vielleicht alles sich überhaupt und in unserer Stadt besonders wieder ändern könnte; thätig aber wollte ich mich in die Staatsverwaltung nicht mehr mischen, bis sich etwa eine schickliche Gelegenheit ereignen werde. Endlich sahe ich dann auch wohl ein, daß alle Staaten überhaupt schlecht regiert werden, indem alle ihre Gesetze tödtlich krank sind, und kein einziges zweckmäßig das Ganze umfaßt, sondern alles blos dem Zufall hingegeben wird. Da mußte ich zur Ehre der Philosophie gestehen, daß sie allein im Stand ist, anzugeben, was sowohl in den öffentlichen Geschäften, als auch in dem gemeinen Leben, der Gerechtigkeit und dem Besten des Ganzen gemäß ist, und daß folglich das menschliche Geschlecht nur dann aus seinem Elend erlöst werden wird, wann entweder die wahren und richtig denkenden Philosophen

allein die Regierung in die Hand nehmen, oder wann die Gottheit es verhängt, daß die, welche das Regiment durch ihr Ansehen und ihre Gewalt schon in ihren Händen haben, solche Philosophen werden.

Mit diesen Gesinnungen kam ich das erstemal nach Italien und Syrakus. Da sahe ich an den vollen überladenen Tischen, was sie dort ihr glückliches Leben nannten, und es gefiel mir nicht. Ihre zweyfache Mahlzeiten an jedem Tag, die Ueppigkeit ihrer nächtlichen Wollust, und alle ihre Anstalten zur Schwelgerey und zur sinnlichen Lust; wie kann irgend ein Mensch unter der Sonne, der bey diesen erzogen worden ist, weise werden, auch wenn seine Seele von Natur zur Weisheit geschaffen wäre; oder wie kann er bey solchen Sitten irgend eine Tugend erwerben? Eben so wenig kann man hoffen, daß die Bürger eines Staates den besten Gesetzen mit Folg-

samkeit sich unterwerfen, wenn jeder glaubt, daß er seiner Verschwendung keine Gränzen zu setzen brauche, und daß er sonst nichts zu thun habe, als zu essen, zu trinken, und jedem Reiz der Liebe nachzuhängen? Ein solcher Staat muß immer zwischen dem Tyrannen, dem Oligarchen und dem Pöbelregiment herumgeschleudert werden, und selbst der Name einer auf Gerechtigkeit und allgemein bindende Gesetze gebauten Staatsverfassung muß da denen, die einmal die Oberhand haben, ein Greuel seyn!

Mit dieser Art zu denken, und mit den Grundsätzen, von welchen ich vorhin gesprochen habe, kam ich nach Syrakus, und vielleicht war das selbst von dem Schicksal so geordnet; denn wahrscheinlich haben damals schon die höheren Mächte den Grund zu dem legen wollen, was nun von Dion in Syrakus ausgeführt worden ist, und was, wie ich besorge, noch so große Folgen haben kann, wenn ihr meinem Rath nicht folget.

Wie geschahe es aber denn nun, daß meine Ankunft in Sizilien eure jetzige Lage vorbereiten konnte?

Dion war damals noch jung, und ich sprach oft mit ihm von dem, was ich für das wahre Wohl der Menschen halte, und ermahnte ihn fleißig, meinen Lehren auch in seinem Leben treulich anzuhangen. Aber mir fiel nicht bey, daß ich, wie ich nun besorge, eben dadurch den ersten Stoß geben könnte, die Tyranney, unter welcher ihr damals lebtet, zu stürzen.

Dion, der von Natur sehr viele Fähigkeiten hatte, war überhaupt auf alles, insbesondere aber auf das, was ich ihm von meinen Ideen über das Wohl der Menschen sagte, so aufmerksam, und folgte mir mit solchem Eifer, daß ich mich keines Jünglings unter meinen Schülern erinnere, auf welchen ich einen solchen Eindruck gemacht hätte. Von dem Augenblick an faßte er den festen Vorsatz,

durch-

durchaus eine ganz andere Lebensart als die, welche bey seinen Landsleuten und in Italien im Schwang gieng, anzunehmen, und bis an das Ende seines Lebens die Tugend allem andern Vergnügen und allen Freuden des Lebens vorzuziehen. Diese Veränderung seiner Lebensart wurde bald von denen bemerkt, die da fortfuhren zu leben, wie man an den Höfen der Großen lebt, und sein Beyspiel war ihnen drückend, bis Dionys der alte abgegangen war. Da wurde Dion gewahr, daß er nicht der einzige wäre, der über diese Dinge so dächte, sondern daß ihrer noch einige wären. Viele nicht, aber doch einige. Dieses führte ihn dann auf den Gedanken, ob er nicht auch den jungen Dionysius eben so stimmen könnte; und würde ihm das die Gottheit durchsetzen helfen, so hoffte er dadurch allein nicht nur sich, sondern ganz Syrakus auf die höchste Stufe menschlicher Glückseligkeit erheben zu können. Diese Absicht zu erreichen, schien es ihm jedoch unumgänglich nöthig, daß

ich wieder nach Syrakus hinüber käme, und ihm in seiner Unternehmung beystünde, indem er sich erinnerte, was mein Umgang auf ihn gewirkt, und wie leicht ich in ihm den Eifer nach allem, was schön und gut ist, angefacht hätte. Und gewiß, wenn es ihm geglückt hätte, seine Absicht mit dem jungen Dionys zu erreichen; so war mit großer Zuversicht zu hoffen, daß das ganze Land höchst glücklich geworden wäre, ohne das Blut und ohne alle die Greuel, die euch nun vor Augen liegen.

So dachte also Dion, und in dieser gewiß löblichen Gesinnung überredete er den Dionys, daß er mich zu sich rufen lassen möchte. Neben dem schickte auch er selbst mir einen eignen Boten, und beschwur mich, keine Zeit zu versäumen, damit nicht andere eine Gewalt über das Herz des jungen Tyrannen gewinnen, und ihn von seiner Neigung zum Guten wieder abwendig machen möchten. So

schriebe er und bate noch mit vielen Worten, die mich zu weit führen würden. Was, sagte er unter andern, wollen wir länger warten, da uns die Götter nun einen so günstigen Augenblick schenken? Dann breitete er sich aus über den weiten Umfang der Länder, die dem Dionys in Italien und in Syrakus zu Gebot stünden. Er bemerkte, daß das Alter des jungen Dionys jetzt noch am biegsamsten wäre, und rühmte mir den Eifer des Jünglings nach allem Unterricht, und seinen Hang zur Philosophie. Er erwähnte zugleich seiner Verwandten und Freunde, wie begierig sie mich hören würden, wie geneigt sie wären, ihre Lebensart nach meiner einzurichten, und wie wichtig eine solche Gesellschaft für den Dionysius seyn würde, um ihn beständig auf dem guten Weg zu erhalten; so daß, wenn jemals eine Zeit erscheinen könnte, jetzt die beste erschienen wäre, die man sich nur wünschen möchte, um die Philosophie auf den Thron und an das Ruder des Staates zu sez-

zen. Das und noch viel dergleichen schrieb er mir, um mich zu überreden. Mir schwebte jedoch immer eine gewisse Aengstlichkeit vor, wenn ich dachte, wie wenig sich die Wendungen berechnen lassen, die das Herz der Jünglinge nehmen kann. Denn diese stehen meist jedem überhingehenden Einfall blos, und ihre Neigungen widersprechen sich so leicht! Doch wuste ich, daß ich mich auf den Dion verlassen konnte, dessen Seele mir so bekannt war, der so viele Gewalt über sich hatte, und dessen ständiges Alter mir für ihn Bürge seyn konnte. Da ich nun so überlegte, was ich zu thun hätte, ob ich dem Dion Gehör geben und nach Syrakus gehen sollte oder nicht, schiene es mir endlich, daß ich allerdings hingehen müßte, indem, wenn je ein Zeitpunkt da gewesen wäre, in welchem jemand Hoffnung gehabt hätte, seine Ideen über Gesetze und Staatseinrichtung wirklich zu machen, er nun gewiß mir zu einem solchen Versuch erschienen sey, weil ich, um alle das Gute zu

wirken, das ich vorhatte, nur den einzigen Dionys zu überzeugen brauchte. So dachte ich, und der Gedanke, und diese kühne Hoffnung, nicht das, was man glaubte, bestimmte mich zu dieser Reise. Am meisten aber trieb mich die Achtung vor mir selbst, damit ich nicht für einen Mann gehalten würde, der nur in Worten Etwas ist, da aber, wo es auf die That ankommt, sich zu nichts brauchen lassen will. Auch sahe ich nicht, wie ich es gegen den Dion, meinen Freund und Vertrauten, verantworten würde, wenn ich ihn nun in der großen Gefahr verließ, in welcher er sich befand. Wenn, dachte ich, er vielleicht in kurzem vom Dionys und seinen eigenen Feinden vertrieben, zu uns nach Athen fliehen müste, und er nun vor mir stünde, und sagte: „O Plato, da komm ich zu dir, verjagt aus meinem Vaterland, wo ich gegen meine Feinde mich zu schützen, nicht Waffen, nicht Reuter, wo ich nur deinen Rath und deine Zunge brauchte, mit welcher du so viel

vermagst, um die Jugend zur Gerechtigkeit und zur Tugend zu rufen, und ihre Herzen zur Freundschaft und zur Vertraulichkeit zu gewinnen; aber du hast mir sie versagt, und darum muß ich nun mein Syrakus verlassen, und ein Fremdling unter euch wohnen! Doch nicht ich, nicht mein Unglück ist es, das dir so viele Schande macht; aber hast du die Philosophie, die du so hoch zu rühmen, über deren Geringschätzung du so zu klagen pflegtest, hast du die nicht zugleich mit mir verrathen? Hätten wir in Megara gewohnt, und ich hätte dich dahin gerufen; so müßtest du der schlechteste aller Menschen gewesen seyn, wenn du nicht den Schritt gethan hättest, um mich zu erretten; womit kannst du dich also jetzt entschuldigen, als mit der Länge des Wegs, mit der Beschwerlichkeit der Reise über die Meere, und mit der Mühe, die du hättest übernehmen müssen; aber wie willst du damit deine Schlechtigkeit beschönigen? Wie in aller Welt?" — Wenn das Dion zu mir gesagt

hätte, was hätte ich ihm antworten können? Wahrlich nichts.

So wichtige Gründe hatte ich also, diese Reise zu unternehmen, die mir, wenn irgend einem Menschen nun zur Pflicht wurde, und um derentwillen ich hier den edelsten und schönsten Umgang verließ, und mich in die Gewalt eines Tyrannen gab; ich, dessen Gesinnungen und Grundsätze sich so wenig mit dergleichen Leuten vertragen könnten. Dieser Entschluß allein macht mich los von aller Schuld gegen den Gott der Freundschaft und gegen die Philosophie, welche ich beleidigt und geschändet haben würde, wenn ich in dem Augenblick mich zaghaft und weichlich gezeigt hätte.

Als ich ankam in Syrakus, denn ich will mich kurz fassen, fand ich den Dionys in der größten Verwirrung und voll von Argwohn gegen den Dion, von welchem er glaubte, daß er nach seiner Krone strebte. Ich nahm mich meines Freundes soviel an als ich vermochte;

aber ich vermochte wenig, und kaum war ich im vierten Monat an dem Hof, als Dionys den Dion, immer voll Furcht, durch ihn mit List von dem Thron gestürzt zu werden, schimpflich von sich jagte, und ihn auf einem kleinen Nachen von der Insel wegführen ließ. Wir und die übrigen Freunde des Dions hatten nun große Ursache zu besorgen, daß der Tyrann auch über uns herfallen, und uns, als wenn wir Theil an Dions Absichten gehabt hätten, zur Verantwortung und zur Strafe ziehen würde. Auch trug man sich in ganz Syrakus mit der Nachricht, daß Dionys mich wirklich als einen Mitschuldigen des Dion habe hinrichten lassen. Der Tyrann merkte unsre Besorgniß bald. Er war aber selbst auf seiner Seite nicht weniger besorgt, daß unsre Furcht schlimme Folgen für ihn haben könnte. Er begegnete uns deswegen auf das freundschaftlichste, und gab sich alle Mühe, uns nicht nur zu beruhigen und zu besänftigen, sondern auch insbesondere mich zu bewe-

gen, daß ich noch länger bey ihm ausdauern möchte. Denn ihm konnte meine Flucht nichts nutzen, wohl aber war es ihm sehr wichtig, daß ich unter diesen Umständen bliebe. Deswegen bat er mich auch darum so dringend, und die Bitten der Tyrannen sind schon ein Zwang. Ueberdies brauchte er auch noch, um meine Abreise unmöglich zu machen, die List, daß er mich zu sich auf das Schloß nahm, und mir da meine Wohnung anwiese, wo, wenn er auch meine Flucht nicht hätte hindern wollen, ich doch keinen Schiffer gefunden haben würde, der mich ohne seinen ausdrücklichen Befehl weggeführt hätte. Hätte ich aber allein aus dem Schloß gehen wollen, so hätte jeder Bürger, jeder seiner Bediente auf dem Wege mich ergriffen, und sicher wieder in seine Hände geliefert. Neben dem sagte man sich nun auch überall, wo man ausgesprengt hatte, daß der Tyrann mich tödten lassen, gerade das Gegentheil, und wußte sich nicht genug von der Liebe zu erzählen, die er mir er-

zeigte. Auch ist nicht zu leugnen, (denn ich muß die Sache erzählen wie sie ist) daß er mich von Tag zu Tag mehr lieb gewann, und immer mehr Vergnügen an meinem Betragen und an meinem Umgang fand. Aber er verlangte dabey, daß ich ihn mehr loben und mehr lieben sollte als den Dion, gegen welchen er in einem hohen Grad eifersüchtig war. Wollte er jedoch so von mir geliebt seyn wie ich den Dion liebte, und konnte er je das von mir hoffen, so war das beste Mittel dazu, daß er sich mit der Philosophie vertrauter machte, und mit mir lebte, um sich in ihren Lehren unterrichten zu lassen. Davor aber hütete er sich sehr, weil Dions Feinde ihm den Argwohn beygebracht hatten, daß er auf diese Art werde gefangen werden, und daß Dion nur darauf warte, um seine Absichten auszuführen. Ich blieb indessen ruhig, und fest bey dem Vorsatz, mit welchem ich nach Syrakus gekommen war, den ersten Augenblick zu benutzen, wenn er sich der Philosophie ergeben

würde. Er aber sträubte sich dagegen, und war nicht zu gewinnen. So verfloß die Zeit meines ersten Aufenthalts an seinem Hof. Nach der Zeit kam ich auf des Tyrannen dringendste Bitte noch einmal dahin, und wie wichtig die Gründe waren, die mich zu der andern Reise vermochten, welche gerechte Ursachen ich dazu hatte, und was ich damals ausrichtete, das sollt ihr, weil so viele sind, die diese zweyte Reise nicht begreifen können, hernach erfahren, wenn ich vorher euch gesagt habe, was ich unter den jetzigen Umständen euch rathe. Denn, das ist doch die Hauptsache, welche ich um dieser Nebendinge willen nicht beyseite setzen darf. — Hört also, was ich von der Sache denke.

Der Arzt würde mein Mann seyn, und den würde ich für einen rechten Arzt halten, der, wann er zu einem Patienten käme, welcher eine üble Diät hätte, ihm vor allen Dingen riethe, eine bessere anzunehmen, und der

erst dann, wenn der Patient ihm folgte, ihm etwas vorschriebe, das ihn heilte, ihn aber seinem Schicksal überließ, wenn er ihm nicht folgte. Riethe er ihm aber auch dennoch, wenn er ihm gleich nicht folgte; so würde er in meinen Augen ein Stümper in seiner Kunst und ein Schwachkopf seyn. Eben so ist es mit der Regierungskunst. Wenn ein Staat, er stehe nun unter einem Fürsten, oder unter mehrern Häuptern, wenn der den ordentlichen, guten Weg geht, und in dem etwas zu seinem Besten zu rathen ist; so muß ein Mann von Kopf ihm seinen Rath nicht versagen. Lauft aber im Gegentheil der Staat einen andern Weg, und wollen da die Leute auf keine Weise den guten Grundsätzen der ächten Regierungsweisheit Gehör geben, verbieten sie sogar ihren Räthen, etwas an ihrer Verfassung zu än-

LB Coburg

dern, und drohen sie mit Tod und Strafe, wenn diese Räthe dennoch eine solche Aenderung nöthig finden; oder befehlen sie ihnen überdies etwa noch, selbst Sclaven ihrer Lüste und ihrer Begierden und Absichten zu werden, und nur solche Rathschläge zu geben, wodurch sie diese am besten und leichtesten und geschwindesten bis in Ewigkeit erreichen und vergnügen können; dann ist der, welcher noch in solchen Rathsversammlungen sitzen mag, ein Weib, und ein Mann muß heraus gehen. *)

*) Mich dünkt, Plato spricht hier von denen, welche glauben, daß sie auch in so verdorbenen Rathsconsessen doch dann und wann etwas partial Gutes stiften könnten. Diese Leute bedenken aber nicht, daß selbst das Gute, wenn es in das überwiegende Böse gemischt wird, schlecht werden muß. In einer Rathsversammlung zum Beyspiel, welche den Despotismus befördern wollte, kann vielleicht wohl dann und wann jemand, irgend einem oder dem andern den Druck des Despotismus erleichtern; aber was nutzt das, wenn er diesen Despotismus

Nach diesen Grundsätzen handle ich in meinem ganzen Leben. Wenn jemand mich in einer wichtigen Angelegenheit seines Lebens

im Ganzen befördern hilft? und selbst die Wohlthaten des Despoten sind, wie Aristoteles hin und wieder bemerkt, drückend und ein Uebel für die Menschen. Uebrigens hat diesen Einwurf, der viele gute Menschen noch irre macht, wie mich dünkt, Epiktet am schönsten gehoben. Ich kann mich nicht enthalten, die ganze Stelle herzusetzen. — „Aber," sagt er, „man wird einwenden: darf ich dann meinem Vaterland meine Hülfe entziehen? Welche Hülfe? Freylich Bäder und Stoen wirst du deiner Vaterstadt nicht erbauen: Aber wie? Macht doch auch der Schmid deinen Mitbürgern keine Schuhe, noch der Schuster Waffen. Jeder dient seinem Vaterland genug, wenn er rechtschaffen thut, was sein Stand erfordert; und, ist das ein geringer Dienst, den du dem Vaterland leistest, wenn du einen oder den andern deiner Mitbürger treu und rechtschaffen machst? Ich denke doch nicht! Bist du nicht also auch in dem Privatstand ein nützlicher Bürger des Staates? Aber was wird dann mein Rang seyn in dem Staat? Dein Rang? Der, den die Treu und die Tugend giebt. Und wie? Wenn du aus Begierde, dem Staat zu dienen, Tugend und Treue verleugnen sollst, wirst du so nichtswürdig und schlecht ihm noch etwas nützen können? Epiktet. Handbuch, Cap. XXIV. Selbst Plato sagt in dem Politiker: Der Weise wird nur diejenigen Staatsgeschäfte annehmen, die ihn besser machen, diejenigen aber fliehen, welche die guten Grundsätze seiner Seele stören — Und dieser Egoismus scheint mir unter diejenigen zu gehören, die nicht allein erlaubt, sondern sogar geboten sind.

um Rath fragt, um die Erhaltung seines Geldes und seiner Güter, oder um die Gesundheit seines Leibes, oder um das Wohl seiner Seele, und ich finde dann, daß er sein Leben sonst schicklich eingerichtet hat, oder daß er eines guten Rathes fähig, und ihn anzunehmen geneigt ist, dann bin ich immer bereit, ihm treulich zu rathen, und begnüge mich nicht, ihm nur etwas vorzusagen. Wenn aber niemand meinen Rath verlangt, oder wenn ich voraus weiß, daß mein Rath kein Gehör finden wird, dann dringe ich ihn auch niemand auf. Und so würde ich selbst meinen Sohn nicht zwingen, meinen Rath anzunehmen, und nur meinem Knecht würde ich so etwas bieten. Hätte ich aber Eltern, welchen man, wenn sie nämlich bey Sinnen sind, ohnehin seinen Rath nicht aufzwingen darf, und diese lebten auf eine Art, die mir nicht gefiele, so würde ich sie weder durch meinen Rath, den sie doch nicht achten würden, mir zu Feinden machen, noch, um ihnen zu ge-

fallen, mich zu einem Werkzeug ihrer Lüste brauchen lassen, das ihnen verschaffte, was sie verlangten, um ein Leben zu führen, gegen welches mir der Tod eine Wohlthat wäre. Und so, dünkt mich, muß ein Mann von Seele sich auch gegen den Staat verhalten. Wenn ihm die Regierung mißfällt, so muß er reden und rathen, so lang er Hoffnung hat, daß er nichts vergebens rede, und so lang er nicht den Tod zu befürchten hat, wo er rathen will. Aber mit Gewalt muß er die Verfassung des Staates nicht umstürzen wollen; und da, wo diese anders nicht als mit Bürgerblut und Tod und Vertreibung der Bürger gebessert werden kann, da muß er schweigen, und die Götter bitten um Gnade für ihn und für den Staat. *)

Nach

*) Diesen Gedanken des Plato wünschte ich allgemein machen zu können. Denn gewaltsame Revolutionen können nur umstürzen, und da, wo ein Staat nur

Nach diesen Grundsätzen möchte ich auch euch nun rathen!

Auch dem Dionys habe ich gerathen, so mit Dion umzugehen, daß er ihn sich ganz zu eigen mache, und neben ihm sollte er überall Freunde und Vertraute an sich ziehen, damit es ihm nicht ergehe wie seinem Vater, der so

nur durch diese zu retten ist, da ist es, dünkt mich, offenbar, daß die mittlere Classe, aus welcher die Staatsdienste und Rathsstellen genommen werden, verdorben sind. Sind sie aber das, so ist voraus zu sehen, daß auf das Schlechte nur etwas noch schlechteres folgen wird, welches sehr theuer erkauft werden muß. In dieser Hinsicht wäre allerdings hier und da zu wünschen gewesen, daß unsre geschäftigen Aufklärer mehr an der Aufklärung dieser Mittelklasse, als an der Aufklärung des Volkes gearbeitet hätten; denn dieser wird doch nach jeder Revolution die neue Ordnung der Dinge in die Hand fallen. Ist nun diese nicht besser, sondern nur anders schlecht als die obere Klasse, was ist dann von ihr zu hoffen. Wie klärt man aber diese auf? oder wie macht man's, wenn sie nicht aufzuklären, und doch alles schlecht ist? Plato sahe, wie es scheint, kein ander Mittel, als das, die Götter zu bitten um Gnade für einen solchen Staat! Und mich dünkt, die Gottheit hat auf das Gebet der Friedfertigen im Land einen Comet aufsteigen lassen, der, Baile sage was er will, warnend, und warnt er umsonst, vielleicht vorbedeutend ist!

viele Städte Siziliens, welche die Barbaren verwüstet hatten, in seine Gewalt bekam, und so viele wieder aufbaute, und doch nirgend, weder unter den Fremden, noch unter den Einheimischen, noch in seinem eigenen Haus unter seinen Brüdern, die er selbst erzogen hatte, jemand fand, dem er sie anzuvertrauen gewagt hätte, und der deswegen sich genöthigt sahe, die Beamten, die er über sie setzte, aus dem Pöbel zu nehmen, und die schlechtesten Leute mit Reichthümern zu überhäufen, um sie zu erkaufen; und doch mit allen seinen Geschenken und mit allen den guten Worten, die er an sie verschwendete, selbst durch das Band der Verwandschaft, womit er sie an sich zog, sich nicht einen einzigen so gewinnen konnte, daß er an ihm einen treuen Gehülfen in seiner Regierung gefunden hätte. In dem Betracht war er siebenmal schlechter als der Persische Darius, der sich weder seinen Brüdern, noch seinen Zöglingen, sondern blos denen vertraute, welche ihm geholfen hatten, den Me-

dischen Afterkönig und seine Eunuchen zu stürzen. Diesen gab er sieben Satrapien, deren jede so groß war als ganz Sizilien, und doch fand er an ihnen Gehülfen, die ihm treu blieben, und unter welchen keiner weder ihm noch den andern gefährlich wurde. Auch ist sein Beyspiel ein Beyspiel für alle Könige und alle Gesetzgeber, weil er Grundgesetze annahm, durch welche das Reich der Perser sich noch bis auf diesen Tag erhalten hat. Auf eben diese Weise haben die Athenienser so viele, von ihnen nicht erbaute, sondern den Barbaren wieder abgenommene griechische Städte, siebenzig Jahre lang blos dadurch in unverrücktem Gehorsam erhalten, daß sie in ihnen überall sich Freunde machten. Der alte Dionys hingegen glaubte besonders klug zu handeln, wenn er, weil er niemand traute, ganz Sizilien in eine Stadt zusammentriebe; aber kaum hat er mit Noth und Mühe sich erhalten können, weil er so arm an Freunden und an treuen Dienern war; und wahrlich, Freunde haben

oder keine, das ist ein redendes Zeichen von dem Werth oder dem Unwerth eines jeden Menschen.

Das riethen wir also dem König, Dion und ich, indem wir ihn an das einsame Leben seines Vaters, der weder mit Weisen und Gelehrten, noch sonst mit jemand Umgang hatte, erinnerten, und ihn unaufhörlich ermahnten, sich unter seinen Verwandten und unter den besten der Jünglinge seines Alters, die Gefühl für die Tugend hatten, Freunde zu machen, am meisten aber sein eigener zu seyn. Denn daran, sagten wir, fehle es ihm am meisten. Freylich sagten wir ihm das nicht mit dürren Worten, welches uns hätte nachtheilig werden können, aber doch gaben wir es ihm oft genug deutlich, und wie es sich in unsern Unterredungen anbringen ließ, zu verstehen. Oft bemerkten wir, daß blos dadurch ein Mann sich und diejenigen, an deren Spitze er sich befände, schützen und erhalten könne; und daß, wenn einer einen andern Weg

wählt, er am Ende zu Grund gehen müsse. Auch das sagten wir ihm nicht selten, daß, wenn er sich nach unsern Lehren bilden, und Weisheit und Tugend lernen wolle, es ihm nicht schwer fallen dürfte, die zerstörten Städte der Insel wieder aufzubauen, und sie durch weise Gesetze und durch Einführung guter Ordnung so zusammen zu halten, daß er auf ihren Gehorsam zählen könnte, und daß sie selbst unter sich einander gegen die Barbaren beyzustehen geneigt seyn würden, wodurch am Ende sein väterliches Reich sich verdoppeln, und weit über das Doppelte anwachsen müste. Stünde aber seine Herrschaft einmal in einer solchen Verfassung, so würde er noch eine größere Gewalt über die Carthaginenser erhalten, als der alte Gelon eine gehabt hätte, und dann würde er nicht mehr Ursache haben, sich vor ihnen zu fürchten, wie sein Vater, der, so sehr anders als Gelon, ihnen sogar zinsbar zu werden gezwungen wurde. Das sind die Ermahnungen, das die Rathschläge, mit

welchen wir den Dionys, wie man uns Schuld gab, hintergehen und ins Netz locken wolltdn! Aber selbst Dionys hatte diesen Argwohn gegen uns gefaßt, und ihm so viel Gewicht gegeben, daß er, blos durch ihn geblendet, den Dion von sich stieß, und mich in solche Schrecken triebe. Darauf kam denn, daß ich die lange Geschichte ins kurze ziehe, Dion von Athen und aus dem Pelopones, und zwang den Dionys mit Gewalt in sich zu gehen. Aber kaum hatte mein Freund das Volk von dem Tyrannen errettet, und zweymal seine Stadt wieder frey gemacht; so dachten sie von ihm, wie Dionys selbst von ihm gedacht hatte, als Dion, ihn zur Tugend ziehen, ihn seiner Krone würdig machen, und sich dann ihm für das ganze Leben widmen wollte. Denn er glaubte den Verläumdern des Dions, die ihn in allem, was Dion damals that, Spuren der Verrätherey finden ließen, und ihm unaufhörlich vorsagten, Dion suche ihn nur darum in die Wissenschaften und

in die Philosophie einzuleiten, damit er sich in diese so vertiefe, daß er sich um die Regierung nicht mehr bekümmern, und sie diesem allein überlassen möchte, welcher sie dann bald ganz an sich reißen, und seinen betrognen Schüler um alles bringen werde. Diese Verläumdungen siegten damals beym Dionys, und nachher wieder bey dem Volk, zur Schande derer, die sie erdachten, und sie nur allzu glücklich so wirksam gemacht haben. Wie aber das alles zugieng, das will ich euch nun erzählen, weil ihr meinen Beystand in euren jetzigen Umständen verlangt.

Ich kam, noch vor des Tyrannen Fall, aus Athen, als ein Freund des Dions, und in der Absicht, ihm nützlich zu seyn, und wieder Frieden zu stiften, zum Dionys. Aber seine Feinde waren mir zu stark; doch vermochte Dionys mit allem seinem Geld, das er mir anbot, und mit allen den Ehrenbezeugungen, womit er mich überhäufte, nicht so

viel über mich, daß ich auf seine Seite treten, und durch meine Freundschaft gegen ihn ein Zeugniß hätte ablegen sollen, womit er des Dions Vertreibung beschönigen könnte.

Nach diesem allem kam dann Dion von Athen mit zwey Brüdern, die er von hier mit genommen hatte, und die nicht durch die Philosophie, sondern wie sich so die alltäglichen Freundschaften der meisten zu binden pflegen, durch den Umgang bey Gastmahlen und bey den Zusammenkünften der Mysterien, seine Freunde und Gesellschafter geworden waren. Bey solchen Gelegenheiten, und wegen einiger Höflichkeiten, die diese Brüder ihm bey seinem Aufenthalt unter uns geleistet hatten, kam Dion mit ihnen in Verbindung, und sie giengen mit ihm. Als sie aber nun nach Sizilien kamen, und merkten, daß ihr Freund den Syrakusanern verdächtig wurde, und daß eben das Volk, das er von einem Tyrannen befreyt hatte, nun in ihm den andern be-

sorgte; da fiel es diesen beyden ein, an ihm nicht allein Verräther, sondern so gut als selbst seine Mörder zu werden; denn sie hatten Waffen in der Hand, und standen denen, die ihn umbrachten, zur Hülfe. Unterdrükken kann ich diese schändliche abscheuliche Thaten nicht, aber mehr will ich euch auch nicht davon sagen; denn viele haben sie ausgebreitet, und bis in Ewigkeit wird man sie sich erzählen. Nur mein Vaterland, nur Athen muß ich vertheidigen, auf das ein solcher Greuel einen Schandflecken zu prägen scheint. Und ich kann es; denn hier ist auch ein Athenienser, den weder Reichthümer noch Ehre bewegen konnten, seinen Freund zu verrathen; denn, mit ihm band ihn nicht die Gassenfreundschaft der gemeinen Seelen, sondern das heilige Band der edlern Weisheit, dem der Weise allein mehr traut als allen Banden der Seele und des Leibes, das bande sie! Und so vermag denn die Treulosigkeit dieser Nichtswürdigen nicht, unsere Stadt zu schän-

den. Das sey den Freunden und Verwandten des Dions gesagt!

Was aber nun meinen Rath betrift, so sage ich eben das, was ich immer sagte, nun auch euch den dritten zum drittenmal: Lasset Syrakus nun — und nicht Syrakus — laßt, wenn ihr mir folgen wollt, keine Stadt von Menschen beherrscht werden, laßt alle nur vom Gesetz regieren! Der Mensch, der über andere herrscht, und der Mensch, der beherrscht wird, sind beyde unglücklich, sie und ihre Kinder sinds, und die Enkel ihrer Kinder. Voll Gefahr ist hier jeder Versuch. Wer nun Vortheils willen die Herrschaft über Menschen an sich reißt, hat eine kleine knechtische Seele, und kennt nicht, und weiß nicht, was jetzt und künftig gut ist und gerecht ist unter den Göttern und unter den Menschen. Das habe ich zuerst den Dion gelehrt, dann sagte ich eben das dem Dionys.

Ihr seyd nun die dritten, denen ichs sage, und ich beschwöre euch bey dem Gott, der euch dreymal gerettet hat, gehorcht meiner Stimme. Werft ein Aug' auf beyder Schicksale, des Dionys und des Dions. Der eine hörte mich nicht, und nun lebt er ein trauriges Leben; der andere hörte mich, und er starb einen glorreichen Tod. Denn, wer für sich und sein Vaterland strebt nach dem Guten, den kann, es befalle ihn was da will, nichts befallen, als was gut und was schön ist.

Zwar sagen viele, niemand von uns wäre unsterblich gebohren, und glücklich wäre keiner, der es wäre; denn der Verstorbene habe weder Gutes noch Böses, das irgend in Betrachtung käme, zu leiden, aber die Seele wäre es immer, welche beydes befalle, sie möge nun mit dem Körper verbunden seyn oder nicht. Ihr aber, lasset uns den alten heiligen Sagen trauen, die uns versichern, daß die Seele des Menschen unsterblich ist,

und daß ein Gericht sie erwartet, das die Verbrechen mit den größten Strafen an der Unsterblichen rächt, sobald sie den Leib verlassen hat. Und deswegen ist es ein ungleich geringeres Uebel, großes Unrecht leiden, als Unrecht thun. Der Geistesarme vernimmt aber das nicht, wenn seine Habsucht ihn ergriffen hat, oder er spottet darüber, wenn man es ihm sagt, und glaubt, ihm stünde frey, ohne Schaam zu rauben was er will, und er habe nichts zu thun, als gleich den Thieren auf dem Felde zu essen und zu trinken, und sich unersättlich in den niedrigsten ekelhaftesten Wollüsten der Liebe, die wahrlich diesen Namen nicht verdienen, herumzuwälzen. Blinde, die nicht sehen, welche Thaten den Göttern ein Greuel sind, und wie jedem Unrecht das Elend auf dem Fuße folgt, das der Lasterhafte schon, wenn er noch auf der Erde wandelt, in seinem Busen trägt, und das ihm folgt bis unter die Erde überall auf seiner ehrlosen jammervollen Reise.

Auch das sagte ich dem Dion, und er nahm es auf in seine Seele; darum hasse ich seine Mörder noch mehr als den Dionysius selbst. Denn beyde haben mir und den Uebrigen beynahe das ärgste gethan, was man Menschen thun kann. Jene haben den Gerechten getödtet, und dieser, dem solche Gewalt zu Gebot stund, verschloß in der ganzen Zeit seiner Regierung der Gerechtigkeit sein Ohr; er, der, wenn er den Geist der Philosophie mit seiner Gewalt vereinigt hätte, allen Griechen und allen Barbaren die große Wahrheit in ihrem schönsten Glanz hätte zeigen können: daß nur die Tugend allein unter der Hand der Gerechtigkeit den Staat und den Bürger glücklich zu machen vermag; sowohl unter dem Monarchen, der diese großen Gaben in sich vereinigt, als unter den Senaten gottgefälliger Obern, die ihr Volk zur Zucht und Sittlichkeit erziehen.

Darin hat Dionys mir wehe gethan, und alles andere, was ich unter ihm litte, achte ich nichts gegen das. Und eben das haben Dions Mörder gethan, ohne zu wissen was sie thun. Denn so viel Menschen von Menschen wissen können, bin ich überzeugt, daß Dion, wenn er die Regierung von Syrakus in seine Hand bekommen hätte, keine andere Absicht hatte, als sein Vaterland von der Sclaverey zu erlösen, und in seinem Volk einen edlen Muth im Geist der Freyheit wieder aufzuwecken; nachher aber mit den besten und weisesten Gesetzen den ganzen Staat zu gründen und zu bilden. Und gelänge ihm das, so hatte er vor, die Städte Siziliens wieder aufzubauen, und sie von dem Joch der Barbaren, die er dann, leichter als Gelon, theils zu vertreiben, theils zu besiegen hoffte, auf immer los zu machen. Wenn nun so große Dinge von dem weisen, tapfern, gerechten Mann, dem Geweihten der Philosophie vollführt worden wären, würde er dann nicht,

eben wie Dionys es gekonnt hätte, wenn er mir gefolgt wäre, die Tugend in ihre Rechte wieder eingesetzt, und sie in einen solchen Glanz gestellt haben, daß beynahe alle Völker der Erde ihr hätten huldigen müssen. *) —

*) Nach einem solchen Zeugniß, das Plato dem Dion giebt, kann man wohl nicht anders als mit Ekel sehen, wie häßlich der jüngste deutsche Uebersetzer des Plutarch, in der Vorrede zum VIII. Theil, den Charakter dieses Mannes, aus den viel spätern und von den innern Gesinnungen des Dions gewiß nicht unterrichteten Geschichtschreibern, nämlich aus den Nachrichten, oder vielmehr den Darstellungen des Cornelius und des Justins und des Diodor von Sizilien verzeichnet. In dieser ganzen Stelle scheint mir Herr v. Schirach die Idee von Republick und von Demokratie sehr verwechselt zu haben. Der achte Brief des Plato beweist, daß Dion wirklich eine aus der Monarchie, Aristokratie und Demokratie zusammengesetzte Staatsverfassung eingeführt haben wollte, und diese ist eigentlich wahre Republick; nicht das Pöbelregiment. Am widrigsten muß es dem Leser dieser Vorrede auffallen, daß der Verfasser derselben gegen das klare Zeugniß des Plato behauptet, Dionys habe dem Dion sein Vermögen verabfolgen lassen, da er ihm doch dasselbe nicht allein ganz wegnahm, sondern ihm noch dazu seine Frau entzog, und, selbst nach dem Zeugniß des Cornelius, seinen Sohn zu allen Lastern verführen half. In dem Rath, den Dion dem alten Dionys geben wollte, folgte derselbe blos den Regeln der Gerechtigkeit, und weder Dion noch Plato wollten damals oder hernach die Syrakusaner ohne ein Oberhaupt lassen. Der Brief, der Dions Verrätherey

Aber nun ist ein feindlicher Dämon, oder ein lasterhafter, ruchloser Mensch dazwischen gekommen, und hat mit aller der trotzigen Verwegen=

des Staates beweisen soll, und den Hr. v. S. für ganz ausgemacht annimmt, ist mit nichts bewiesen, und Dions erster Brief an den Dionys erklärt diesen ganzen Vorwurf für falsch, auch bezeugt Plato überall, daß Dion die Carthaginenser selbst von der ganzen Insel habe verjagen wollen. Die Anklage des Dions ist also in allen Rücksichten ungegründet, und eben so verunglückt ist die Schirachische Vertheidigung des Demagogen Heraklides, und der von diesem vorgeschlagenen Gütervertheilung, welche gegen den Heraklid spricht, indem der allein so etwas rathen kann, der den Staat ganz zu Grund zu richten vorhat. Die Worte des Homers, die Dion gegen diesen Heraklid brauchte, zeugen auch nicht gegen Dions patriotische Gesinnungen; denn er wendete sie nur auf den Augenblick an, in welchem der Staat offenbar nur einen Mann an der Spitze haben konnte, und seine Güte und Schonung für den Heraklid beweist genug, wie gern er mit diesem gearbeitet hätte, wenn er nicht überzeugt gewesen wäre, daß die Syrakusanische Demokratie nicht bestehen könnte. Die Strenge in dem Charakter des Dion kann ihm auch nicht zum Vorwurf gemacht werden, denn sie war Folge seiner Philosophie und seines Hasses gegen die Italienische Weichheit. — Mich dünkt, es ist die Pflicht eines jeden, dessen Seele für die Tugend gestimmt ist, große Menschen gegen die ungerechten Urtheile der Nachwelt zu verantworten; und wenn Dions Apologie sich auf Plato's Zeugniß stützen kann, so hätte, dünkt mich, der Ueber=

wegenheit der Unwissenden, welche überall Elend und Laster pflanzt und baut, woraus den künftigen Zeiten die bittersten Früchte wachsen werden, zum anderumal alles vernichtet und zusammengestürzet. Möge ein günstigeres Gestirn über den dritten Versuchen walten, die ihr nun unternehmen wollt. Aber vor allem rathe ich dabey, ahmet genau dem Dion in seiner Vaterlandsliebe und in der Tugend des Wandels seines Lebens nach. Was seine Absichten waren, und welcher Geist euch leiten muß, wenn ihr diese ausführen wollt, das habt ihr deutlich von mir gehört. Wer unter euch nicht mit ächter dorischer Einfalt

Uebersetzer des Plutarchs ehe der Vertheidiger dieses philosophischen Patrioten werden, als seine heilige Asche mit Verläumdungen entweihen sollen, die nur so zweydeutige Bürgen für sich haben, und die er sich durch ihre gehässigste Zusammenreihung zu eigen gemacht hat. Das fehlt uns noch, um ganz schlecht zu werden, daß wir, da wir so wenig gleichzeitige Größe und gleichzeitige Tugend um uns sehen, auch noch die edelsten Bilder der alten Größe und der alten Tugend mit unsern kleinherzigen Kritiken besudeln und verwischen.

und Enthaltsamkeit leben kann, wer da leben will, wie die Mörder des Dions lebten, und wie man in Sizilien lebt, den nehmt nicht in eure Gemeinschaft auf, traut ihm auch nichts gutes, nichts männliches zu. Alle andere aber ermuntert, die Städte Siziliens wieder aufzubauen, und ruft sie zum Bürgerrecht gleicher Gesetze, sowohl aus Sizilien als aus dem Pelopones. Auch scheut euch nicht vor den Atheniensern; denn auch da sind edle Freunde der Tugend, und viele, die von ganzer Seele die That des Freundemordes verfluchen. Wollt ihr aber das in dem Drang der Meutereyen und der täglich an allen Orten überhand nehmenden Empörungen verschieben, so sagt mir, ob irgend ein vernünftiger Mann, dem die Götter nur einigen Sinn gegeben haben, ob der hoffen kann, daß diese Meutereyen und Empörungen anders ein Ende nehmen werden, als wenn einmal die mächtigere Partey aufhört zu morden, und ihre Feinde zu verjagen und zu züchtigen, und wann sie

anfängt sich zu besinnen und ihre Leidenschaften zu bändigen, und endlich einmal gerechte Gesetze zu geben, die nicht sie allein begünstigen, sondern auch ihren Widersachern zu gut kommen, und diese also zugleich von zwey Seiten, von der Seite der Furcht und von der Seite der Schaam, sich ihnen zu unterwerfen nöthigen. Durch die Furcht nämlich, weil die Stärkern und Mächtigern sie ihre Macht fühlen lassen können; und durch die Schaam, weil sie sehen, daß ihre Ueberwinder sich selbst zu besiegen gelernt haben, und genug Stärke der Seele besitzen, freywillig ihren Gesetzen zu gehorchen. *)

Das ist das einige Mittel, wodurch eine aufrührische Stadt aus ihrer Verwirrung und



*) Diese Stelle scheint mir auch Plato der großen nun so gährenden französischen Nation zuzurufen, und da diese nun alle Nationen aufbiethet, ihr zu rathen, so würde sie wohl auch diesen Rath aus Athen nicht übel nehmen können, und sicher werden ihn ächte Patrioten dem großen Unsinn der Paines und ihres Gleichen vorziehen. Noch scheinen mir aber die Gemüther nicht in der Stimmung, in welcher man so etwas anhören mag.

ihrem Elend geborgen werden kann; und wenn das nicht angewendet wird, so keimt unaufhörlich neuer Haß, neues Mißtrauen, neue Feindschaft aus sich selbst hervor.

Welche Partey dann nun in einem solchen Staat die Oberhand hat, die muß ferner, wenn sie anders den Staat retten will, aus sich selbst diejenigen auswählen, die für die rechtschaffensten und besten gehalten werden, und zwar zuerst die Alten, die da Weiber und Kinder in ihrem Haus haben, und die die größte Anzahl von guten und löblichen Vorfahren aufweisen können, auch dabey selbst so viel eigenes Vermögen besitzen, daß sie davon zu leben im Stand sind. Ein Senat von funfzig solcher Männer wird für eine Stadt von 10,000 Bürgern genug seyn. Diese müßt ihr durch inständiges Bitten und durch die sichtbarsten Beweise eurer Ehrfurcht zusammenberufen, dann sie mit einem Eid belegen, und ihnen hernach das große Ge-

schäfte der Gesetzgebung übertragen, es ihnen aber dabey zur Pflicht machen, daß sie ohne alle Rücksicht auf die Parteyen, weder auf die, welche die Oberhand erhalten hat, noch auf die, welche bezwungen worden ist, allen gleiche Rechte geben, die nur das gemeine Beste des ganzen Staates zum Endzweck haben. Das ist der wahre Geist der Gesetze. Denn, wenn die Mächtigen sich noch mehr als die Schwächern durch die Gesetze binden lassen, dann ist alles Heil und Wohl in dem Staat, und er ist gerettet von allem Uebel. Wollt ihr aber das nicht, so sehe ich, daß ihr den Grundsätzen, die ich euch hier anrathe, nicht beystimmt, und dann muthet weder mir, noch sonst jemand zu, an euren Entschlüssen Theil zu nehmen. Denn ich sage euch nun nichts, was ich und Dion nicht schon längst aus Liebe zu eurem Staat auszuführen dachten, als wir nämlich zum zweytenmal an eurer Verfassung arbeiteten. Und eben das wollten wir auch das erstemal, da wir noch mit

dem Dionys selbst uns über euer gemeinschaftliches Wohl berathschlagten. Das Verhängniß der Götter, dem alle menschliche Dinge unterthan sind, hat aber unsere Absichten vereitelt. Jetzt stehe die Gottheit und ein besseres Glück euch zur Hand, wenn ihr eben das zu unternehmen versucht!

Und nun habt ihr den Rath gehört, den ich euch gebe, und auch die Geschichte meiner ersten Reise zum Dionys habt ihr vernommen. Nun sollt ihr auch noch, wenn ihr weiter lesen wollt, erfahren, mit wie vielem Vorbedacht und mit wie vieler Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Ausgangs ich meine zweyte Reise zu dem Tyrannen unternommen habe.

Die Zeit meines ersten Aufenthalts in Sizilien ist, wie ihr euch erinnern werdet, verlaufen, ehe ich im Stand war, mit den Freunden und Verwandten des Dion etwas zu seinem Besten zu verabreden; vielmehr hatte ich außerdem genug zu thun, den Dionys nur

dahin zu bringen, daß er mich wieder von sich ließ. Er that es, und zugleich machten wir mit einander aus, wie es nach dem Frieden, denn damals war Krieg in Sizilien, zwischen uns gehalten werden sollte. Dionys versprach nämlich, alsdann, und sobald er seine Herrschaft durch den Frieden versichert haben würde, den Dion und mich zurück zu rufen, und wünschte dabey sehnlichst, daß Dion nicht in der Meinung stehen möge, als habe er ihn vertreiben wollen, da er ihn nur zu entfernen vorgehabt habe. Und auf diese seine Zusage versprach auch ich von meiner Seite wieder nach Syrakus zurück zu kehren.

Nun wurde es Friede, und Dionys säumte auch nicht, mich zu rufen, vielmehr lag er mir eifrig an, meine Reise zu beschleunigen, den Dion aber bat er, nur noch ein Jahr in Geduld zu stehen.

Selbst Dion bat mich nun inständig, die Reise anzutreten, denn wir hörten wieder

überall, daß Dionys damals auf das neue sich mit allem Eifer auf die Philosophie gelegt habe, und das schien dem Dion ein so gutes Zeichen, daß er nicht nachließ, die Bitte des Tyrannen nach allen Kräften zu unterstützen. Ich dachte jedoch sehr anders über den neuen Eifer des Dionys, denn dergleichen Launen der jungen Leute waren mir nicht neu, und sicherer schien es mir allerdings, beyde, den Dion und den Dionys ihrem Schicksal zu überlassen. Ich wagte es also darauf, die Liebe des einen und des andern zu verlieren, und schlug ihnen ihre Bitte ab, weil ich schon zu alt zu einer solchen Reise wäre, und doch Dionys nun nicht hielte, was er mir versprochen hatte.

Ehe jedoch das geschahe, muß, wie es scheint, Archytas von Tarent bey dem Dionys gewesen seyn; denn, ehe ich das erstemal von Syrakus weggieng, hatte ich diesen und noch einige Tarentiner in die Bekanntschaft des Tyrannen gebracht. Außer diesen hatten

auch mehrere Syrakusaner den Dion gehört, und noch andere hatten ebenfalls vielen philosophischen Unterredungen desselben beygewohnt, und waren dadurch ganz für unsere Philosophie eingenommen worden. Diese alle mögen nun, denke ich, etwa verschiedentlich mit dem Dionys über manche philosophische Gegenstände, in der Voraussetzung, daß dieser alle meine Ideen von diesen Dingen schon von mir gelernt haben müsse, gesprochen haben; da mag denn dieser, dem es in der That nicht an Genie für solche Dinge mangelt, und der dabey sehr ehrgeizig ist, sich, wenn ihm eins oder das andere gefiele, geschämt haben, daß diese Leute nun merken müsten, daß er so etwas bey meinem ersten Aufenthalt an seinem Hof noch nicht gehört hatte. Und daher kann auf der einen Seite sein Eifer, meine Meinung von diesen Dingen deutlicher zu vernehmen, entstanden seyn, und auf der andern Seite sein Stolz sich beleidigt gefühlt haben. Ihr werdet auch aus dem, was ich vorhin

schriebe, leicht die Ursache einsehen, warum ich ihn bey weitem nicht in meine ganze Philosophie eingeleitet habe. Unter diesen Umständen ists also sehr wahrscheinlich, daß Dionys nun auf den Gednnken fiele, es werde jedermann, der da hörte, wie ich das erstemal mich von ihm losgemacht, und das anderemal zu ihm zu kommen abgeschlagen hätte, nicht anders glauben können, als daß ich nach den Erfahrungen, die ich das erstemal an seinem Hof gemacht hatte, von seinem Geist, seinen Sitten und seiner Lebensart sehr übel denken, und ihn zu gering achten müste, um noch einmal zu ihm zu kommen.

Was nun weiter geschahe, das bin ich schuldig euch mit aller Aufrichtigkeit zu erzählen, und es darauf ankommen zu lassen, ob nicht vielleicht meine Klugheit tadelhaft, und die Feinheit des Tyrannen lobenswürdiger scheint. Denn dieser schickte hierauf zum drittenmal, und fertigte zugleich ein Schiff für

mich ab, um meine Reise zu beschleunigen; zugleich sandte er mir den Archedemus zu, auf welchen ich unter allen Syrakusanern am meisten zu halten schien, und welcher auch einer der Angesehensten, und ein Freund des Archytas war. Dieser nun und überhaupt alle andere konnten mir von dem philosophischen Eifer des Dionys nicht genug erzählen. Sie brachten mir sogar einen langen Brief von dem Tyrannen selbst, in welchem er, weil er wohl wuste, wie eifrig Dion wünschte, daß ich kåme, und wie ich mit diesem stund, gleich von Anfang alles darauf anlegte, daß ich seiner Absicht Gnüge leisten möchte. Der Brief lautete ungefåhr so: „Dionys grüßt den Plato. Wenn du mir den gewöhnlichen Gruß gesagt hast, kannst du mir nachher nichts sagen, was mir mehr anlåge, als wenn du mir versprichst, daß du mir nachgeben, und wieder zu mir kommen willst, und dann soll das erste seyn, daß ich alles für den Dion thun werde, was du selbst gut finden wirst; denn ich weiß, du

wirst in deinen Forderungen billig seyn, und das werde ich dir alles zustehen: kommst du aber nicht, so erwarte nur nicht, daß ich weder in Ansehung des Dions, noch in dem übrigen deinen Absichten entspreche." So schrieb er, und noch viel anderes, das nicht hierher gehört. Außer diesem Brief erhielte ich noch viele andere Schreiben von dem Archytas und von den Tarentinern, welche alle die Philosophie des Dionys einstimmig lobten, und mich nebenbey versicherten, daß, wenn ich nicht käme, ihre Freundschaft mit dem Dionys, die sie mir zu danken hätten, und die ihnen in ihren Staatsangelegenheiten so wichtig wäre, einen empfindlichen Stoß leiden würde.

Da nun auf diese Weise die Italiener und die Syrakusaner mit so vielen Bothschaften mich an sie zu ziehen suchten, und da im Gegentheil die ungestümen Bitten der Athenienser mich gleichsam aus der Stadt hinaus trieben, man auch anfieng mir überall zu sagen,

daß ich den Dion nicht verlassen, und meinen tarentinischen Freunden und Bekannten nicht entstehen dürfte; und da ich nun am Ende selbst überlegte, daß es eben auch kein Wunder wäre, wenn ein junger Mann, der doch einigen Anstrich von edlern Kenntnissen erhalten habe, seine Seele wecke und sich für die Tugend erkläre, und daß es also meine Schuldigkeit wäre, wenigstens zu erforschen, wohin sein Herz sich neigte, und ihn nicht sogleich von mir zu stoßen, damit ich mir wenigstens nichts vorzuwerfen hätte, wenn allenfalls wahr wäre, was man von ihm rühmte; da entschloß ich mich endlich, eingehüllt in das Bewußtseyn meiner guten Absichten, nicht ohne Furcht, aber auch nicht ohne eine freylich fehlgeschlagene Ahndung des Bessern, diese Reise nochmals zu unternehmen. Und wahrlich, die Hand der schützenden Gottheit war über mir! denn abermals wurde ich gerettet. Diese Rettung muß ich aber nach der Gottheit auch dem Dionysius selbst verdanken. Denn da viele

mir nach dem Leben standen, hatte er doch noch so viel von Schaam übrig, daß er mich ihnen nicht dahingab.

Meine erste Bemühung bey meinem Eintritt an seinen Hof war nun, zu untersuchen, ob wirklich die Philosophie seine Seele ergriffen habe, wie eine Flamme, oder ob der Ruf, der in Athen erschollen war, grundlos wäre?

Es ist ein Mittel, wie man solche Dinge erforschen kann, und das Mittel ist nicht allein an sich nicht unanständig, sondern es ist insbesondere bey den Großen, und bey allen denen sehr wohl zu gebrauchen, die nur ihren Kopf mit dem angefüllt haben, was sie etwa in den Hörsälen der Philosophie auffangen konnten, welches, wie ich bald genug zu bemerken Gelegenheit hatte, allerdings bey dem Dionys der Fall gewesen ist. Dieses Mittel besteht darin, daß man gleich den Leuten die große Schwierigkeit ihres Unternehmens vor Augen lege, und ihnen geradezu sage, wie

viel Mühe sie sich geben, wie viele Arbeit sie unternehmen müssen, wenn sie zum Zweck gelangen wollen. Wenn nun der, dem man das so hinlegt, wenn der einen wahren Ruf zur Philosophie hat, und wenn der Gott in seinem Herzen ihn zu ihren hohen Lehren geschaffen hat; dann freut er sich des mühsamen Wegs, tritt ihn muthig an, und entschließt sich, ihm sein ganzes Leben, das ihm sonst zur Last würde, zu widmen. Dann strengt er jede Kraft seiner Seele an, und reißt seinen Führer mit sich fort, bis er entweder mit ihm zum erwünschten Ziele gelangt, oder selbst die Stärke erworben hat, mit eigenem Geist allein die glorreiche Bahn zu vollführen. Zu dem Zweck formt er nun sein ganzes Leben; immer und in allem, was er thut, schwebt ihm die Philosophie vor dem Auge, und bis auf seine Speise und Trank wiegt er alles ab, damit seine Seele immer freyen Schwunges sey, zu lernen, zu behalten, zu denken, und was daran ihn stören könnte, ist ihm verhaßt und ein Greul!

Diejenigen aber, die nicht mit ganzer Seele von der Philosophie durchglühet sind, sondern, welchen nur einige philosophische Ideen die Oberfläche gefärbt haben, wie die Sonne die Körper bräunt, die ihr ausgesetzt sind, wenn die hören, wie viel sie zu lernen haben, wie viele Arbeit ihnen bevorsteht, wie sehr sie, um auf dem Weg, den sie wandeln wollen, fortzukommen, jeden körperlichen Genuß beschränken müssen, die fühlen dann bald, daß ihnen das viel zu schwer ist, und ziehen die Hand weg von einer Last, die ihre Kräfte so weit übersteigt. Noch giebt es aber einige, die sich selbst überreden, daß sie schon den ganzen Umfang der Philosophie gefaßt, und alle diese Mühe nicht weiter nöthig hätten. Und selbst bey denen, die auf diese Art durch Trägheit und Wollust von der Arbeit abgeschreckt werden, ist jenes Mittel das beste und sicherste, damit sie wenigstens dann die Schuld nicht auf den Lehrer werfen können, sondern sie in sich selbst finden, wenn sie am Ende fühlen,

wie unvorbereitet und wie unmächtig sie sind, das große Werk zu vollenden.

So nun sagte ich auch dem Dionys, was ich ihm nach dieser Bemerkung sagen muste. Ueber alles andere aber, was ich ihm sonst zu sagen gehabt hätte, habe ich mich gegen ihn nicht herausgelassen. Auch brauchte ich es nicht; denn er gab sich bey mir das Ansehen, als ob er so vieles und dazu das wichtigste schon alles wüste, und es von andern gelernt hätte. Er soll sogar über das, was er damals hörte, eine Art von System geschrieben, und es für seine eigene Erfindung ausgegeben haben, woran diejenigen, welche er etwa gehört haben möchte, keinen Theil hätten. — Doch, das weiß ich nicht gewiß. Andere aber kenne ich wohl, die auch über diese Dinge geschrieben haben; ich zweifle aber daran, ob sie sich selbst verstehen. Doch traue ich mich von ihnen und von allen denen, welche über diejenige Dinge, mit welchen meine Phi-

losophie sich am meisten beschäftigt, geschrieben haben, oder noch schreiben werden, sie mögen nun sagen, daß sie ihre Lehren von mir gehört, oder daß sie dieselben von andern empfangen, oder gar, daß sie selbst sie erfunden hätten; von denen allen traue ich mit Zuversicht zu sagen, daß sie, wenigstens wie ich die Sache ansehe, nie etwas davon gehört haben können. Auch habe ich nie etwas darüber geschrieben, noch werde ichs. Denn von andern Dingen kann man wohl reden, von diesen aber nicht. Sondern wenn man mit und in diesen Gedanken viel gelebt hat, dann erst zündet sich von sich selbst in der Seele, wie von einem springenden Funken des Feuers, ein Licht an, das dann zehrt aus sich selber! Zwar bin ich überzeugt, daß das, was ich gesagt oder geschrieben habe, besser gesagt werden kann; aber das thut mir doch weh, wenn man meine Sachen mir schlecht nach-

schreibt. Wenn ich glaubte, daß man solche Dinge in ihrer ganzen Fülle und Würde dem Volk vorsagen, oder sie ihm zu lesen geben könnte; zu was würde ich mein Leben besser anwenden können, als über Dinge zu schreiben, die dem Menschen so wichtig sind, und ihren Augen zu enthüllen das Heiligthum der Natur. Jeder Versuch dieser Art ist aber schon gefährlich, und nur mit den Wenigen darf man ihn wagen, welche mehr nicht als einen Fingerzeig brauchen, um selbst zu finden. Bey den andern würde man entweder diese hohen Wahrheiten einer plumpen Verachtung aussetzen, oder man würde ihre Seele zu leeren Hoffnungen spannen, und zum eitlen Wahn der Kenntniß großer Geheimnisse.

Ihr werdet mir erlauben, noch länger bey diesen Betrachtungen zu verweilen; denn aus dem, was ich noch darüber sagen werde, wird euch manches andere, was noch zu der Geschichte meines Aufenthalts bey dem Dionys

gehört, klärer werden. Die Verwegenheit aber derer, welche über solche Sachen sich öffentlich herauslassen, läßt sich, wie ich schon öfter sagte, und Euch nun auch zeigen werde, leicht darthun.

Drey Dinge gehören dazu, um einen Gegenstand, welcher es auch sey, wissenschaftlich zu bearbeiten; das vierte ist die Wissenschaft, und das fünfte ist der Gegenstand selbst und sein wahres Seyn. *)

*) Diese Stelle scheint mir über Plato's Philosophie, und über die Philosophie überhaupt ein großes Licht zu verbreiten. Bekanntlich lehrte Plato nach, wie es nicht unwahrscheinlich ist, der Schule des Heraklid, daß die Materie immer schwankend und unstät flösse, also eigentlich nur Eigenschaft, Affection wäre; daß aber einem jeden Dinge ein eigenes Wesen, das er oft Idee nennt, unterläge, das fest und unveränderlich bliebe. Diese Idee nun, dieses feste, unveränderliche Wesen, das sich nur in der Seele und durch die Seele anschauen läßt, dieses ist das, was hier Plato unter dem fünften verstehet, wenn anders ich diese Stelle richtig verstanden habe.

Dieser Gedanke scheint mir auch sehr gegründet; denn wir werden auf denselben durch die unmittelbare Anschauung unsrer eignen ersten wirkenden Prinzipien in uns, und durch die gleichfalls unmittelbare Anschauung unsers Leidens geführt, und dadurch berechtigt, einen analogischen Schluß auf die

Das erste dieser Dinge ist der Nahme des Gegenstandes, das andere ist seine Beschrei-



Objecte außer uns zu machen, der uns zwar nicht ins innere Heiligthum der Wahrheit führt, aber doch unsern Platz im Vorhof desselben so sehr erleuchtet, als es uns nöthig ist, um da den Dienst unsrer Priesterschaft zu versehen.

Es ist jedoch nicht zu leugnen, daß die alten und neuen Philosophen durch einen Mißbrauch dieses analogischen Raisonnements, und daß unter ihnen sonderlich Plato im Objectiviren oft zu weit geht; aber mich dünkt, die allerneuste deutsche Philosophie zieht die der Menschheit gesetzten Grenzen durch ihr Subjectiviren eben so sehr viel zu enge zusammen. Aus lauter Sorge, in ihr gereinigtes oder reinigendes System nichts empirisches einschleichen zu lassen, sondern alles auf lauter Grundsätze und Begriffe, die a priori entstanden sind, zu bauen, schneidet sie den denkenden Menschen gleichsam von der ganzen Natur und der um ihn lebenden, ihn immer mit sich fortreißenden Schöpfung gänzlich ab, und macht ihn vielleicht in einigen Dingen um etwas gewisser, aber wahrhaftig weder weiser noch besser, wenn anders die Weisheit noch will, daß man sich in seine Verhältnisse schicke. Es mag seyn, daß diese Philosophen sehr große Ursache hatten, eine Kritik der reinsten Philosophie im engsten Verstand des Wortes, Philosophie, zu geben, und mir scheinen sie einen glücklichern und bessern Weg gegangen zu seyn, als die alten Skeptiker, die im Grund eben diese Absicht gehabt haben mögen. Aber Kritik der Philosophie ist nicht deswegen Kritik der Vernunft. Jene kann vielleicht zu ihrer Demüthigung auf die engen Kreise der

bung, das dritte die Darstellung des Gegenstandes, das vierte ist dann die Wissenschaft.

apodiktischen Gewißheit eingeschränkt werden; warum maßt sie sich an das Schild: hier findet man Wahrheit, auszuhängen? Aber nicht so die Vernunft. Die Vernunft, dünkt mich, kann den, der ihrer Leitung sich ergiebt, nicht in engere Grenzen schließen, als diejenigen sind, in welchen er ist, und wem es scheint, daß, wie einige alte Stoiker prahlten, die Vernunft in der Hungersnoth gebiete, ohne zu essen glücklich zu seyn, dem würde wohl Shakespear mit Recht die Frage vorlegen können: ob er auf den beeisten Alpen wärmer werde, wenn er an das Feuer denke?

Die Vernunft kann die Schlüsse aus Analogien und aus Wahrscheinlichkeiten ehe nicht entbehren, als bis sie entweder das Wesen, den Grundstoff, alle Prinzipien der Dinge erkennt; oder bis sie sich losmacht von der Sinnlichkeit, von dem Willen, von der Empfindung; oder endlich bis die ihr a priori unbekannte Welt aufhört, auf sie zu wirken. Dann mag sie über Realitäten oder Phänomene absprechen wie sie will, nichts hindert sie dann in jedem Augenblick zu sagen: Ich weiß nicht. Aber so lang sie die Gesetzgeberin des Willens seyn muß, so lang sie zu den Phänomenen sagen muß, du gefällst mir, und du gefällst mir nicht; so lang muß sie selbst die Phänomene als Wirkungen von Realitäten ansehen, und nach Analogien, Inductionen und Wahrscheinlichkeiten über deren Ursachen richten und urtheilen, und nach ihren Urtheilen dem Willen seine Gesetze geben. Eine Kritik, die der Vernunft dieses abspräche, würde sie nicht reinigen, sondern entmannen; und mich dünkt sogar, eine Philosophie, die sich durch eine solche Reinigung so sehr von der Vernunft separi-

Um dieses recht verständlich zu machen, will ich ein Beyspiel von einem solchen wissen-

M 4

stirte, würde selbst Gefahr laufen, bald in eine bloße Formgebungs-Manufactur auszuarten, welche in kurzem alle Materie verlieren, und in der nächsten Generation im Denken den alten scholastischen Peripateticismus einführen würde, welchem dann immer im Handeln, zumahl da, wo dem Vorurtheil und dem Aberglauben ihre zähmende Kraft benommen worden ist, der regelloseste Libertinismus folgt, bis sich beyde in der Barbarey verlieren. Ein System, das beynahe alle Wirklichkeit, das Gott und Unsterblichkeit wegkritisirt, und die Tugend so metaphysisch sublimirt, daß ihre Gestalt kaum mehr zu ahnden ist, läßt nichts bessers hoffen. Und obgleich das allerneuste Reinigungssystem uns eine Sittlichkeit a priori, und selbst Realität, Gott und Unsterblichkeit, die dasselbe uns mit der einen Hand genommen hat, mit der andern wieder zu geben scheint; so giebt es doch diese eben so wieder, wie man in einigen schwachen Gerichtshöfen dem, den das Urtheil als einen Betrüger verdammt, seine Ehre durch die frostige Clausel, seiner Ehre unbeschadet wieder zu geben pflegt, und die Sittlichkeit, die uns dieses System aus dem Schiffbruch der Vernunft rettet, ist so feinnervig geworden, daß sie den Kampf mit dem Laster schwerlich mehr wird bestehen können.

Ich gehe in dem System herum, und rufe der Weisheit, wie Orlandino in dem Zauberpalast der Lirina seiner Geliebten ruft; ich glaube sie zu sehen, aber wenn ich sie ergreifen will, so entschlüpft immer die Erscheinung, die mich täuschte.

schaftlichen Gegenstand geben, nach welchem dann alle übrige leicht zu beurtheilen sind.

Der Zirkel soll der Gegenstand seyn. Da habt ihr nun zuerst den Nahmen. Die Beschreibung oder Erklärung dieses Gegenstandes, als das Zweyte, wird mit den Zeichen

meiner Hand, und spottet noch unfreundlich meines Wahns. In Plato's System kann ich freylich auch die Göttin nicht mit der Hand ergreifen; aber, wenn ich ihr doch so nahe komme, daß ich das Rauschen ihres Gewandes vernehmen kann, so fühle ich wenigstens, daß Lebensgeist auf der Stelle webte. Plato hebt freylich den Schleyer der Isis nicht auf, aber er macht ihn doch so dünne, daß ich unter ihm die Gestalt der Göttin ahnden kann. Macht uns die neue deutsche Philosophie glücklicher, wahrer, besser, macht sie uns nur gewisser, wenn sie neue Schleyer auf die alten wirft, oder wenn sie vielmehr gar die Göttin so verschwinden macht, daß es niemand mehr einfallen kann, nur nach ihr zu fragen?

Mich dünkt, das sicherste äußere Kennzeichen der Aechtheit der Menschen-Philosophie ist nicht das, daß sie uns g e w i s s e r, sondern das, daß sie uns b e s s e r mache. Denn die Philosophie, die uns nur Gewißheit giebt, schließt uns überall in Kreise ein, in welchen Vernunft und Menschensinn sich doch nicht behelfen können; die aber, die uns besser macht, schlingt uns ein in die gränzlose Harmonie des Ganzen.

der Worte gegeben. Das würde dann seyn: Eine Figur, deren Aeußerstes überall gleich weit von dem Mittelpunkt abstünde. Diese Figur nennt man dann auch eine Ründe, einen Kreis. Das dritte, die Darstellung, kann entweder gezeichnet und wieder ausgelöscht, oder gedrechselt und wieder zerstört werden, und die Idee des Zirkels, welche der Gegenstand von dem allen ist, leidet darunter nichts, weil sie etwas ganz anders ist. Das vierte ist die Wissenschaft vom Zirkel, der wahre Begriff, die Vorstellung desselben in der Seele. Das ist also das vollständige Eins, welches alles andere unter sich begreift, und unabhängig von den Worten in der Erklärung und von den sinnlichen Bildern der Darstellung blos in der Seele liegt; zum Beweis, daß das, was wir eigentlich Zirkel nennen, weder in dem Nahmen, noch in der Erklärung, noch in der Darstellung gesucht werden muß.

An dieses Vierte nun, an die in der Seele liegende Wissenschaft, gränzt das Fünfte am nächsten, ihm ist es am ähnlichsten und am meisten verwandt; nicht so den drey übrigen.

Das, was ich nun hier von dem Zirkel sagte, das gilt alles auch von dem geraden und krummen, von den Farben, vom Guten une Bösen und Gerechten; von allen Körpern, sowohl von denen, welche die Kunst hervorbringt, als von den natürlichen, vom Feuer, vom Wasser und dergleichen, von allem was da lebt, und von allen Eigenschaften und Neigungen und Fertigkeiten der Seele, und überhaupt von allem was gethan wird und gelitten wird.

Wer nun diese vier Dinge nicht vorher von einem Gegenstand weiß, der kann auch das fünfte nie vollkommen erlangen. Denn, durch diese vier will man, außer dem, was ich vorher von ihnen sagte, nicht allein die Beschreibung der Dinge, sondern man will

das Wesen der Dinge selbst mit unsern schwachen Wortzeichen geben. Und deswegen wird ein Mann von Sinn diese Dinge, und seine Wissenschaft von den Gegenständen nie mit dem unveränderlichen Wesen der Dinge für Eins und das nämliche halten, wie sie etwa mit dem schriftlichen oder bildlichen Ausdruck eins werden können. *)

*) Da Plato in dieser ganzen Ausschweifung nur die Ursachen anführen will, warum man alle fünf Stücke, die er zur vollständigen Erkenntniß fordert, nicht, weder in Worten noch in Bildern ausdrükken kann; so scheint er mir in dieser sehr abgekürzten Stelle mit den Worten ȣ̓ δή πάχει τὰ γεγραμμένα, sagen zu wollen: die schriftliche oder die bildliche Darstellung kann die ganze Wissenschaft, also: die vier ersten Stücke der Erkenntniß wohl so umfassen, daß eine solche Darstellung ganz ist, was die Wissenschaft ist; aber so kann die Wissenschaft nie eben das seyn, was das γνωςὸν κάι ἄληθες, was die selbstständige Idee, als das fünfte der Erkenntniß ist. Uebrigens bemerke ich bey den Worten Ἢ τὸ ὂν ἑκάςον, διὰ τὸ τῶν λόγων ἀσ θενὲς rc. daß ich hier δια nicht wegen, sondern mit oder durch übersetze, welches, nach den von Stephanus angeführten Beyspielen, in einem attischen Schriftsteller wohl erlaubt ist. Sollte es wegen übersetzt werden, so würde die Stelle schwerlich vollständig seyn. Oder man müste sie anders interpunktiren, und etwa das δε einschieben dürfen; etwa so —

Nun laßt uns die Sache noch weiter betrachten, um auch das recht zu verstehen.

Ein jeder Zirkel, den wir auf das Papier hinmahlen oder ausdrechseln, hat sehr vieles in sich, das mit dem fünften Stück, welches wir zur vollkommenen Wissenschaft fordern, nicht übereinstimmt. Denn dieser gezeichnete Zirkel hat überall etwas von der geraden Linie in sich; das Wesen des Zirkels aber hat nichts, nicht das allermindeste in sich, das gerad wäre. Eben so ist auch der Nahme dem Gegenstand auf keine Weise wesentlich. Denn, was wir jetzt mit dem Wort krumm bezeichnen, könnten wir ja eben sowohl gerad nennen; und

Ἢ τὸ ὄν ἑκάςου. διὰ δέ τὸ τῶν λόγων ἀσθενὲς, ὧν ἕνεκα u. s. w. In welchem Fall alles schöner zusammenhienge, und die Stelle so zu übersetzen seyn würde: Denn außerdem wollen diese vier Dinge nicht nur die Eigenschaften, sondern auch das Wesen der Dinge geben. Aber, wegen der Schwäche der Worte, womit sie diese zu geben unternehmen, wird niemand wegen dieser ihrer Anmaßung auch sie und seine Ideen, und diese vier Stücke der Wissenschaft, mit dem unveränderlichen Wesen der Dinge für Eins und das nämliche halten, u. s. w.

das gerade, krumm; und thun wirs, so wird auch diese verkehrte Benennung eben so wenig dem Gegenstand wesentlich werden.

Eben das kann man auch ferner von allen Beschreibungen und Erklärungen der Dinge sagen. Denn, da sie aus Worten und Redensarten bestehen, so sind sie eben so unsicher und wandelbar. Es läßt sich also bey den vier ersten Stücken, von welchen ich spreche, Zweifel auf Zweifel häufen, und überall die Ungewißheit eines jeden zeigen. Das schlimmste aber ist, daß da, wie ich vorhin bemerkte, das Wesen der Dinge und ihre Eigenschaften sehr von einander unterschieden sind, die Wissenschaft doch der Seele, welche nicht die Eigenschaften, sondern das Wesen der Dinge sucht, nur das geben kann, was

meine kritische Kenntniß der Sprache ist aber zu gering, als daß ich hier etwas zu behaupten wagte. In der Hauptsache sagt hier Plato eben das, was er am Schluß des Phädrus sagt, und beyde Stellen erklären einander sehr gut.

sie nicht sucht, und was, weil es nur durch Worte und sinnliche Darstellung gegeben werden kann, immer wieder durch Worte und durch das sinnliche Gefühl so leicht widerlegt werden mag, daß die Menschen so zu sagen immer in lauter Ungewißheit und Zweifeln herumgeworfen werden. *) Wenn wir nun aus Mangel einer guten Ausbildung nicht gewöhnt worden sind, das Wahre zu suchen, sondern uns mit Worten begnügen; so können wir in unsern Schulstreitigkeiten uns wohl so lang vor Spott und Lachen hüten, als wir über die vier Dinge streiten, wenn wir nur die Kunst verstehen, sie hin und her zu zie-

*) Diese in dem Original sehr verworrene Stelle hoffe ich nicht unrichtig ausgedrückt zu haben. Plato will darin die Unzulänglichkeit aller menschlichen Lehren über die Wesen der Dinge damit beweisen, daß ein jeder Denker seine Gedanken und Ideen von dem Wesen eines jeden Dings anders nicht als durch Worte und durch sinnliche Darstellung in einen andern übertragen kann. Nun, sagt er, jene sind zweydeutig, und diese muß es einem jeden überlassen, sich seine Idee selbst zu bilden. Also ist es nicht anders möglich, als daß solche Lehren immer Irrthümer und Mißverstand veranlassen müssen.

hen, und Worte mit Worten zu widerlegen. Aber, wenn man uns dahin bringt, daß wir aus dem, was das fünfte ist, antworten sollen, dann kann uns ein jeder, wer nur will, zum Schweigen bringen. Wer dennoch solche Dinge in Worten oder schriftlich ausdrücken will, oder wer aus diesem Theil des Wissens antworten will, den kann man dem großen Haufen, der ihn hört, als einen Mann darstellen, der von Dingen spricht oder schreibt, von welchen er nichts versteht. Denn dieser große Haufe weiß nicht, daß seine Seele nicht widerlegt worden ist; sondern daß aller Tadel und Zweifel allein auf die Natur der vier Dinge fällt, welche in sich fehlerhaft und voller Mängel ist. *) Nur die genaueste Un-

*) Mich dünkt, diese Stelle rechtfertigt den Plato sehr gegen diejenigen, welche ihn beschuldigen, daß er mit Vorbedacht so dunkel wäre. Alle Philosophie der Menschen kann nur die Morgenröthe zeichnen, die Sonne muß geahndet werden. Diejenigen Philosophen, welche die Sonne selber mahlen wollen, haben sicher nur eine Theatersonne gegeben; — und viele haben, weil sie diese billig verachteten, und hinter der Morgenröthe nichts ahndeten, sich be-

tersuchung, und eine oft wiederholte Betrachtung eines jeden dieser vier Stücke, von jedem Ende und jeder Seite, kann endlich in gut geschaffnen Seelen mühsam die Wissenschaft erzeugen. In den Seelen aber, die übel gebohren sind, wie die Seelen der meisten zum Lernen und zum Fassen des Geistes der Worte, übel gebohren sind, in diesen wird das alles schlecht und verdorben, und Linceus selbst könnte diese nicht sehend machen. Mit einem Wort, wessen Seele nicht von Natur mit diesen Dingen verwandt ist, den kann weder sein Gedächtniß, noch irgend eine Fähigkeit seines Geistes in diese Verwandtschaft bringen. Denn in einer ihnen fremden Natur keimen sie nie. So wird auch der, der von Natur kein Gefühl für das Schöne und das Gute hat, wenn er auch noch so fähig und noch so geschickt in andern Dingen ist; und

gnügt, uns zu rathen, lieber gar nichts mehr sehn zu wollen. Und das thue, wer mag, nur handle er alsdann nicht, als wenn er etwas sähe.

und umgewandt, der, welcher zwar dieses Gefühl besitzt, aber keine Fähigkeit des Geistes hat, nie etwas vorzügliches weder in der Kenntniß der Tugend noch in der Kenntniß des Lasters leisten. Man muß zugleich das Wesen der Dinge, sowohl in sich, als in allen seinen Abweichungen kennen, und dazu gehört viele Anstrengung und Zeit, wie ich im Anfang schon bemerkt habe. Denn nur durch eine mühsame Zusammenhaltung und Vergleichung eines jeden Nahmens, jeder Erklärung und Beschreibung der Dinge, jeder Erfahrung der Sinne, durch eine aufrichtige Prüfung derselben, und eine, Wahrheit, nicht Prunk suchende Rede und Widerrede unter denen, deren Meinungen verschieden sind, nur dadurch kann die richtige Einsicht und der Verstand der Dinge, so weit menschliche Kräfte reichen, gefunden werden. Und deswegen wird ein weiser Mann sich sehr in acht nehmen, die innere Ansicht der Dinge, wie seine Seele in ihren geheimen Arbeiten sie sieht,

der Menge in Schriften zu lesen zu geben, und sie ihrem Urtheil und ihrer Eifersucht zu unterwerfen. Also, mit einem Wort, muß jeder, der selbst Sinn hat, wenn er irgend eine Arbeit von einem solchen denkenden Mann entweder über die Gesetzgebung, oder über sonst etwas in die Hand bekommt, gleich merken, daß der Schriftsteller nicht alles, was er über diesen Gegenstand dachte, dargelegt, sondern daß er noch vieles in dem innersten schönsten Theil seiner Seele liegen hat. Sollte aber der Schriftsteller wirklich alles gesagt haben, dann haben nicht die Götter, sondern die Menschen ihm den Verstand geraubt. *)

*) Auch diese Stelle scheint mir etwas verwirrt. Ich deutete sie anfangs ganz auf den Leser, nun aber dünkt mich, ist nur der Vordersatz auf den Leser zu ziehen, und der Nachsatz auf den Schriftsteller. Plato scheint mir übrigens hier nicht auf den sonst sehr richtigen Gemeinplatz, daß man nicht alles vor dem großen Haufen bekannt machen müsse, zu zielen; sondern er sagt vielmehr, daß selbst die Philosophie ihre unerklärbare, nur fühlbare Geheimnisse habe, und tadelt mit einiger Härte diejenigen Philosophen, welche mehr nicht denken, als was sie

Wer nun diesen meinen Bemerkungen oder diesen meinen Grillen nachdenkt, der muß sich überzeugen, daß, wenn Dionys oder sonst jemand, er sey nun größer oder kleiner, etwas über den Ursprung oder über das Erste der Natur geschrieben hat, er von meiner Meinung darüber entweder nichts vollständiges gehört, oder daß er, was er hörte, nicht richtig verstanden haben kann. Denn, hätte er es, so würde er das alles eben so heilig gehalten haben, als ich, und würde sich nicht unterstanden haben, dergleichen Dinge auf eine so ungeschickte und dem Gegenstand



auch sagen können, und die sich dieser ihrer Beschränktheit noch rühmen. Mich dünkt, er würde, wenn er noch lebte, sein βροτοί φρένας ὤλεσαν αὐτοί, auf manche Abhandlung und manches Lehrbuch der neuen Philosophen schreiben. Ob mit Recht oder mit Unrecht, das werden diejenigen, welche die Philosophie gebrauchen, um durch sie weiser zu werden, und die, welche durch sie nur gewisser werden wollen, sehr verschieden beantworten; die aber, welche die Philosophie nur wie Marktwaare, die man nach dem Geschmack der Kundschaft einrichten müsse, brauchen, werden über beyde und über Plato selbst die Achseln zucken.

unangemessene Art dem großen Haufen vor die Augen zu werfen. Dionys kann auch damit sich nicht entschuldigen, daß er dergleichen nur zu seiner Erinnerung niedergeschrieben hätte. Denn, wenn die Seele einmal diese Ideen gefaßt hat, so ist gewiß nicht zu besorgen, daß sie ihr je wieder entfallen sollten; auch sind sie in wenige Worte zu fassen. Oder hat ihn vielleicht ein strafbarer Ehrgeiz verleitet, entweder selbst für den Erfinder solcher Dinge gehalten zu werden, oder zu zeigen, daß er eines Unterrichts gewürdigt worden, den er nicht verdiente, und mit der Ehre, mein Schüler gewesen zu seyn, zu prahlen? Ist das, und konnte er das nach einer einzigen Unterredung mit mir, so mag es seyn. Denn, Gott weiß, (wie die Thebaner sagen) ich habe ein einzigesmal mit ihm über diese Dinge mich herausgelassen, und nie mehr. Ferner wird auch ein jeder, wer sich die Mühe geben will, den weitern Erfolg meines Umgangs mit dem Dionys zu lesen, leicht einsehen kön-

nen, warum ich nur einmal, warum ich nicht mehrmal und nochmal und öfter mit ihm darüber gesprochen habe. Denn entweder muß Dionys alles das, seys aus einer einzigen Unterredung mit mir, seys aus dem Unterricht anderer, seys endlich aus eigener Kraft, erkannt und vollständig übersehen haben; oder es muß ihm nicht werth der Mühe geschienen haben, öfter darüber mit mir zu reden, oder er muß gefühlt haben, daß solche Betrachtungen weit über seinen Gesichtskreis liegen, und daß er viel zu schwach ist, sein Leben nach den Gesetzen der höhern Tugend einzurichten. Sollte er das, was ich ihm sagte, zu unwürdig geachtet haben, um sich mehr damit abzugeben, so werden viele Zeugen gegen ihn auftreten, die von dergleichen Dingen ungleich besser urtheilen können als er. Hat ihm aber das, was ich ihn lehrte, würdig genug geschienen, daß eine liberale Seele sich damit beschäftige, es zu lernen und ihm nachzuspüren; so muß er ein wunderbarer Mensch

seyn, daß er dennoch den, der solche Wissenschaften besaß, und ihn in dieselben einleiten konnte, so wenig achtete. — Und wie gering er mich achtete, das will ich euch nun erzählen.

Ich war nicht lange wieder bey ihm, als er damit anfieng, daß er, gegen den Buchstaben seiner eigenen Briefe, den Verwaltern des Dions befahl, diesem den Ertrag seiner Güter und seine übrigen Einkünfte nicht weiter in den Pelopones nachzuschicken, wie er bis dahin gethan hatte, und das zwar unter dem Vorwand, weil diese Güter nicht meinem Freund, sondern seinem Sohn gehörten, dessen Pflegschaft er, als sein Oheim, über sich habe. So führte er sich also damals auf, und aus dieser Aufführung konnte ich auf seinen gepriesenen Eifer für die Philosophie schließen. Ein solches Betragen mußte mich nothwendig verdrießen, und noch dauerte damals die gute Jahrszeit und die See war mir noch offen. In der That hatte ich jedoch we-

niger Ursache, über den Dionys böse zu seyn, als über mich selbst, und über die, die mich so gezwungen hatten, zum drittenmal die Scylla zu umschiffen, um die grausame Charibdis nochmals zu bereisen.

Voll dieses Unmuths sagte ich also dem Dionys geradezu, daß ich nun, da ich sähe, wie unwürdig er den Dion behandle, unmöglich bey ihm bleiben könne. Der Tyrann fühlte nur zu gut, welchen Nachtheil es ihm bringen würde, wenn ich so bald wieder zurück käme, und selbst diese Nachrichten von ihm nach Griechenland brächte. Er suchte mich also auf alle Weise zu besänftigen, und bat mich was er konnte, zu verweilen. Da ich mich aber nicht überreden lassen wollte, versprach er mir, mich selbst auf seinen eigenen Schiffen nach Haus führen zu lassen. Denn, ich war so fest entschlossen, abzureisen, daß ich lieber das geringste Boot miethen, und mich allen Gefahren aussetzen, als

so unverdienter Weise ein solches Unrecht gelassen ertragen wollte. Als nun Dionys merkte, daß nichts mich von meinem Vorsatz abbringen konnte, fiel er auf einen andern Ausweg. Er kam nemlich gleich des andern Tags zu mir, und that mir ziemlich einleuchtende Vorschläge. „Du und ich, sagte er mir, wir entzweyen uns so oft mit einander über den Dion und seine Sachen, daß es wohl endlich einmal Zeit ist, diese Händel beyzulegen. Um deinetwillen will ich nun das für den Dion thun. Er soll sein ganzes Vermögen haben, und mag ferner damit in dem Pelopones bleiben; auch soll ihm mein Reich nicht verboten seyn, sondern er soll zu uns kommen können, so oft du und ich und seine Freunde es gemeinschaftlich gut finden. Jedoch unter der Bedingung, daß du, deine Freunde und Dions Freunde mir für seine Treue bürget. Auch muß Dion für das Geld und Gut, das ich ihm zuschicke, euch im Pelopones oder in Athen Sicherheit leisten, und

dasselbe dort irgendwo, bey wem ihr es gut findet, niederlegen. Alle Nutzungen davon soll er haben, aber das Capital soll er ohne euren Willen nicht angreifen. Denn ich gestehe dir, ich fürchte, daß er das Geld zu meinem Nachtheil anwenden würde, wenn er es in die Hand bekäme; denn die Summe ist nicht gering. Auf dich aber und auf die Deinigen traue ich sehr. Nun überlege das, und halte nur noch dieses Jahr bey mir aus. In dem künftigen Frühjahr kannst du dann reisen, und dem Dion sein Vermögen selbst überbringen, das er dir allein zu verdanken hat; denn nur du hast so viel bey mir auswirken können."

Als Dionys dieses sagte, zürnte ich nicht wenig, doch hielte ich an mich, und versprach ihm, die Sache zu überlegen, und ihm morgen meine Antwort wissen zu lassen. Und so giengen wir auseinander.

Da ich nun so allein der Sache nachdachte, giengen mir allerley Gedanken durch

den Sinn. Endlich fiel mir ein, wie, wenn Dionys mir das nur so sagte, und im Grund ganz andern Sinnes wäre, und ich gieng nun doch wieder nach Haus, er aber und andere meldeten dem Dion, welche annehmliche Vorschläge der Tyrann gethan hätte, wie gering aber ich auf den Nutzen meines Freundes bedacht gewesen wäre, da ich nicht das geringste dagegen leisten, und nicht einmal meine Abreise auszusetzen mich hätte bewegen lassen wollen? Und dann, wie wollte ich fort, wenn der König den Schiffern verböte, mich einzuschiffen, oder wenn er ihnen nur sagte, daß, wenn ich gienge, es ohne seinen Willen geschehe? Welcher Schiffer würde mich dann aufnehmen, wenn er mich aus dem Haus seines Herrn kommen sähe? Ja, wie sollte ich nur aus dem Haus kommen, da ich in dem Garten wohnte, und voraus wuste, daß die Thürhüter mich ohne des Königs ausdrückliche Erlaubniß nicht einmal zur Thür hinaus gehen lassen würden? Bliebe ich hingegen das

Jahr über da, so hätte ich doch wenigstens Zeit, dem Dion zu schreiben, wie es um mich stehe, und wie es mir gegangen wäre. Hielte Dionys nachher sein Versprechen, so hätte ich doch so viel ausgerichtet, daß meine Reise nicht ganz vergebens wäre; denn nach einer billigen Schätzung belief sich doch Dions Vermögen wenigstens auf hundert Talente. Freylich sahe ich auf der andern Seite auch wohl, daß, wenn Dionys, wie es nicht unwahrscheinlich war, mich hintergehen sollte, ich mich oft in einer sehr mißlichen Lage befinden würde. Indessen schien es mir doch immer am besten, dieses Jahr noch auszudauern, und den Dionys in die Nothwendigkeit zu sezzen, sich durch die That selbst zu entlarven.

Nachdem ich diesen Entschluß gefaßt hatte, gieng ich am andern Tag zum Dionys, und versprach ihm, daß ich noch bleiben wollte. So viel aber, setzte ich hinzu, vermag ich nicht über den Dion, daß ich in solchen Din-

gen für ihn entscheide. Ich bate ihn also, er sollte nebst mir das, was wir verabredet hätten, ihm zuschreiben, und wir wollten ihn fragen, ob er damit zufrieden wäre oder nicht, oder was er sonst verlangte? Dieses Schreiben aber müsse bald ablaufen, und alles, was den Dion betreffe, müsse inzwischen bleiben, wie es ist. Das sagte ich, und das wurde eben so wie ich es sage, unter uns ausgemacht. Inzwischen fuhren die Schiffe ab. Da ich nun nicht mehr reisen konnte, wurde Dionys auf einmal andern Sinnes. Er habe, sagte er mir nun, sich besser besonnen. Es sey nicht das ganze Vermögen des Dions, das er ausliefern wolle, sondern nur die Hälfte wolle er hergeben, und die andere für den Sohn desselben aufheben. Ueberhaupt habe er beschlossen, das Ganze zu Geld zu machen, und die Hälfte des Erlöses mir für den Dion mitzugeben, die andere Hälfte aber bey sich zu behalten für den Knaben. Und das schiene ihm das billigste.

Durch diese Erklärung des Dionys wurde ich nicht wenig betroffen, doch schien es mir vergeblich, etwas einzuwenden. Ich begnügte mich also nur zu antworten: es schien mir, daß man des Dions Erklärung erst abwarten, und ihm nun auch diesen Vorschlag melden müsse.

Dionys fieng hierauf an, das Vermögen des Dions mit dem größten Leichtsinn um jeden Preis, wem und wie er wollte zu verkaufen, mir aber sagte er kein Wort davon, und so sprach auch ich nichts weiter mit ihm über die Angelegenheiten des Dion; denn ich sahe wohl, daß ich doch nichts ausrichten würde, und glaubte für die Ehre der Philosophie und für meinen Freund alles gethan zu haben, was ich konnte.

In den folgenden Tagen lebten wir dann beyde ziemlich gespannt miteinander. Ich trachtete von meiner Seite nach nichts, als wie ich von dem Mann wieder loskommen könnte, gleich einem Vogel, der aus seinem

Käfig sich retten will. Er aber dachte auf nichts als auf Mittel, wie er mir ausweichen könnte, ohne dem Dion das Seinige auszuliefern. So standen wir; aber in ganz Sizilien glaubte man nicht anders, als daß wir die besten Freunde wären.

Während der Zeit war Dionys, gegen die Grundsätze seines Vaters, damit umgegangen, seinen alten Lohnsoldaten ihren gewöhnlichen Sold zu schmählern. Diese aber wollten sich das nicht gefallen lassen, und versammelten sich in ihrem Zorn, um sich selbst Recht zu schaffen. Der König wollte sie anfangs mit Gewalt zwingen, und ließ seine Burg vor ihnen verschließen; aber die Truppen rottirten sich um die Mauern, und fiengen ein so wildes Kriegsgeschrey an, daß Dionys am Ende voller Angst nicht allein alles nachgab, sondern von selbst den Aufrührern noch mehr versprach, als sie vorher gefordert hatten.

Da der Aufruhr gestillt war, wollte verlauten, daß Heraklid der Anstifter desselben gewesen wäre; und dieser fand, sobald er das vernahm, für gut, auf die Seite zu gehen, und sich zu verbergen. Dionys ließ ihn aufsuchen, da er aber nicht wuste, wie er seiner habhaft werden könnte, ließ er den Theodotus zu sich in den Garten rufen. Ich war damals eben auch in dem Garten, doch hörte ich nicht, was sie miteinander sprachen; was aber Theodot nachher in meiner Gegenwart sagte, das habe ich wohl gehört, und noch erinnere ich mich dessen deutlich. „Ich rathe hier dem Dionys," sagte er zu mir selbst, „er soll mir versprechen, daß, wenn ich den Heraklid ihm hieher schaffe, er uns über die Verbrechen hören möge, deren nun dieser Mann beschuldigt wird; und findet dann Dionys für gut, daß er die Insel verlasse; so soll er ihm erlauben, mit seinem Weib und seinen Kindern in den Pelopones zu gehen; erlaubt er ihm aber in dem Land zu bleiben; so soll

er, so lang er dem Dionys nichts in den Weg legt, auf seinen Gütern bleiben, und seiner Einkünfte genießen. Ich habe schon einmal an denselben geschrieben, ich will ihm auch noch einmal schreiben, daß er kommen soll; vielleicht daß mein zweyter Brief ihn ehe überredet, wenn er auf meinen ersten nicht traute. Aber, Dionys, dich bitte ich, mir zu versprechen, daß, wenn er auf dem Land oder in der Stadt von irgend jemand angetroffen werden sollte, ihm nichts geschehe, wogegen er fortgehen soll, sobald du es willst. Versprichst du das, Dionys?" Darauf sagte Dionys: „Ja, ich verspreche dirs, und sollte er in deinem eigenen Hause gefunden werden, so soll ihm mehr nicht geschehen, als was wir eben miteinander ausgemacht haben."

Gleich andern Tags kamen aber Eurybius und Theodotus eilend und voller Angst zu mir gelaufen, und Theodot fragte mich: hast du gehört, was gestern Dionys in deiner Gegen-

genwart dir und mir wegen des Heraklids versprochen hat? Freylich, sagte ich, habe ichs gehört. Und eben nun, fuhr er fort, laufen seine Trabanten überall herum und suchen ihn, und ich fürchte, er ist noch wo in der Gegend; nun bitte ich dich, laß uns ohne Zeit zu versäumen zu dem König gehen.

Ich ließ mich bewegen und gieng mit ihnen hinein. Als wir vorgelassen wurden, stunden die beyde, die mit mir gekommen waren, da und weinten. Ich aber sagte: „Diese beyde besorgen, daß du dem Heraklid nicht halten werdest, was du gestern seinetwegen versprochen hast; und es scheint mir, er ist im Vertrauen auf deine Zusage zurück gekommen, und vielleicht irgendwo gesehen worden." Bey diesen Worten brannte er auf, und wurde vor Zorn bald weiß, bald roth. Da warf sich ihm Theodot zu Fuß, nahm ihn bey der Hand, und bat ihn mit Thränen, doch das nicht zu thun, was wir

besorgten. Ich aber unterbrach ihn und sagte: „Sey ruhig, Theodot, Dionys wird das Wort, das er dir gestern gegeben hat, nicht zu brechen wagen." Nun sah er mich mit dem schrecklichsten Tyrannenblick an, und schrie: „Dir habe ich nichts versprochen, weder groß noch klein." „Ja, du hast," rief ich dagegen, „bey den Göttern! was diese nun bitten, das hast du versprochen!" Und mit diesen Worten kehrte ich um, und gieng zur Thüre hinaus. Nachher unterließ Dionys nichts desto weniger, dem Heraklid nachzuspüren, aber Theodot hatte ihn gewarnt, und ihm gerathen zu fliehen, und Tisias, den der König mit seinen Trabanten ihm nachschickte, konnte ihn nicht mehr einholen, weil er einige Stunden voraus hatte, und indessen in der Herrschaft der Carthaginenser seine Zuflucht fand.

Dieser Zufall schien nun dem Dionys ein scheinbarer Vorwand, sich mit mir zu über-

werfen, um hernach in dem Besitz der Güter des Dion zu bleiben.

Das erste, was er nun that, war, daß er mir meine Wohnung in dem Schlosse entzog, weil, wie er vorgab, die Frauen am Hof ein zehntägiges Opfer in dem Garten vorhätten, wo ich wohnte; ich sollte also diese Zeit über bey dem Archedemus bleiben. Als ich nun da wohnte, ließ mich einmal Theodotus zu sich bitten, und als ich kam, klagte er mir vieles vor über den Dionys, und tadelte manches an dem, was damals geschahe.

Diesen Besuch hatte der Tyrann kaum gehört, als er auch davon einen, dem vorigen ganz ähnlichen Anlaß zu neuem Verdruß gegen mich nahm. Er schickte gleich zu mir und ließ mich fragen: ob es wahr wäre, daß Theodot mich hätte zu sich bitten lassen, und daß ich ihn besucht hätte? Ich fande keinen Anstand zu antworten: daß ich allerdings da gewesen wäre. Darauf sagte der Mann, den

der König geschickt hatte: „wenn das denn ist, so läßt Dionys dir sagen: er fände es sehr übel, daß du den Dion und seine Freunde immer so viel mehr achtest als ihn." — Das ließ er mir sagen, und von dem Augenblick an ließ er mich nicht mehr zu sich kommen, indem er es für ausgemacht hielt, daß ich ein Freund des Theodots und des Heraklids wäre, und ihn hingegen zu sehr haßte, als daß ich ihm wieder gut werden könnte, weil er das Vermögen des Dions nun ganz weggenommen hätte.

Nun blieb ich also weg von dem Schloß, und wohnte mitten unter seinen Lohntruppen. Da benachrichtigten mich aber bald einige von Athen, und unter diesen auch einige meiner Clienten, daß ich bey den Soldaten sehr verhaßt wäre, und daß viele von ihnen mir den Tod geschworen hätten.

Jetzt war es also hohe Zeit, auf meine Rettung zu denken. In dieser Absicht schrieb

ich denn an den Archytas und meine übrigen Tarentinischen Freunde, und erzählte ihnen, in welcher Noth ich mich befände. Und diese brachten es bey ihrem Volk dahin, daß unter dem Schein einer Gesandtschaft Lamiskus, einer aus ihren Mitteln, mit einem Schiff herüber nach Sizilien geschickt wurde. Diese Gesandten baten den Dionys, daß er mich entlassen sollte, indem es nun nicht mehr anders seyn könnte. Dionys willigte endlich ein, und zahlte die Kosten der Reise. Das aber, was dem Dion gehörte, forderte ich weiter nicht, und erhielt es auch nicht.

Im Pelopones traf ich hierauf den Dion bey den Olympischen Spielen unter den Zuschauern an, und da erzählte ich ihm alles. Auf diese Nachricht schwur er vor mir und meinen Freunden bey Gott, daß er nun sich aufmachen und den Tyrannen zur Verantwortung ziehen wolle, für mich, wegen seines Freundetrugs, denn so nannte er und so sahe

er seine Begegnung gegen mich an, und für sich wegen seiner ungerechten Verbannung. Darauf überließ ichs ihm, seine übrigen Freunde, wenn sie's wollten, zusammen zu rufen; „aber was mich betrift," sagte ich: „so weißt du, daß du und die andern mich gleichsam gezwungen haben, unter sein Dach zu kommen, an seinem Tisch zu speisen, und mit ihm den Göttern zu opfern; auch ist dir nicht unbekannt, daß wir beyde, du und ich, bey ihm verläumdet worden sind, und daß er vermuthlich glaubte, wir stellten ihm nach, und wollten ihn um seine Krone bringen; dennoch hat er mich nicht getödtet, wie er wohl konnte, sondern jederzeit meiner geschont. Ich kann also, wenn es auch sonst mein Alter erlaubte, mich nicht entschließen, mit dir Gewalt gegen ihn zu gebrauchen. Da will ich euch beyden zur Hand stehen, wenn ihr euch freundschaftlich einander nützlich seyn wollt; wollt ihr aber einander schaden, so sucht euch andere Hülfe." Das sagte ich ihm, in der

Hoffnung, das Unglück abzuwenden, das sein Zug über Sizilien zu bringen drohte, und das mich sehr bekümmerte. Aber sie hörten mich nicht, und was ich ihnen sagte, war vergeblich. Alles das Unglück, das wir nun vor Augen sehen, haben sie also niemand zuzuschreiben als sich selbst. Aber wahr ist es, wenn Dionys dem Dion sein Vermögen nur hätte verabfolgen lassen, oder wenn er sonst auf eine Art sich mit ihm in Güte vertragen hätte; so würde das alles nicht geschehen seyn, so viel wenigstens Menschen urtheilen können. Denn in dem Fall hätte ich wohl ohne große Mühe den Dion zurückgehalten. Sobald sie aber einmal mit Gewalt aufeinander giengen, da wurde das Elend allgemein.

Dion war übrigens wahrhaftig so gesinnt, wie ich gesinnt bin, und wie ich glaube, daß der denken muß, welcher mit weiser Mässigung die Gewalt zu schätzen weiß, die er und seine Freunde und sein Vaterland in Hän-

den haben, und die ihm nur deswegen wünschenswerth ist, weil er durch sie und durch den Besitz wichtiger Stellen sich verdient machen, und im Großen groß Gutes thun kann. Nie wird ein solcher sein Vaterland und seine Freunde hintergehen, um Reichthümer zu sammlen; noch wird er, wenn er arm ist, sich zu den Verräthern gesellen, und in seiner Nichtswürdigkeit, unfähig, sich selbst etwas zu versagen, und gierig allen seinen Lüsten Genüge zu thun, die Vermöglichen umbringen, und ihnen als Feinden des Vaterlandes ihre Haabe nehmen, um seinen Anhängern und Gesellen seinen Raub zu zeigen, daß sie ihm seine Armuth nicht mehr vorrücken dürfen. Wer so in seinem Vaterland zu Ehren kommt, und da, durch die Gesetze seines Pöbels, dem großen Haufen die Güter und das Vermögen der wenigen Wohlhabenden preis giebt, oder wer, wenn seine Stadt mächtig ist, und andere kleinere unter sich hat, diesen wider das Recht das Ihrige nimmt, und seine

Stadt damit bereichert, dessen Gewalt und Größe würde Dion und jeder rechtschaffne Mann verabscheuen, und sie für einen Schandfleck seines Nahmens und seiner Familie halten. Ihm lag nichts an als die Sorge, wie er ohne vieles Blutvergießen, und ohne Vertreibung der Bürger, die Staatsverfassung am dauerhaftesten befestigen, und in seinem Vaterland die besten und heiligsten Gesetze einführen könnte. *) Aber, da er immer lieber Unrecht leiden wollte, als thun, und



*) Auch diese Stelle widerlegt die Beschuldigung des Cornelius, daß Dion seinen Freunden das Ihrige geraubt habe, auf welche Herr v. Schirach so sehr viel zu bauen scheint, und die wohl schon dadurch widerlegt wird, daß Cornelius selbst erzählt, Dion wäre nach seinem Tod auf das innigste von seinen Landsleuten bedauert worden. Es ist wahrscheinlich, daß Hr. v. S. diese Briefe des Plato nicht vor Augen hatte, da er seine Vorrede schrieb, in welcher er lieber den Plutarch selbst verdächtig machen, als irgend ein gutes Wort für den Dion statt finden lassen wollte. Dion hat von der Undankbarkeit seines Vaterlandes so viel gelitten; soll denn auch noch die Nachwelt lieber wie der Syrakusanische Pöbel, als wie Plato von dem Mann sprechen wollen!

am Ende gezwungen wurde, das äußerste gegen seine Feinde zu wagen, da konnte er mit aller seiner Vorsicht seinem Fall nicht mehr entgehen.

Der rechtschaffne Mann kann zwar, wenn er zugleich vorsichtig und klug ist, von dem Bösewicht nicht leicht durchaus betrogen werden; aber es kann ihm doch bisweilen gehen wie dem besten Schiffer, der zwar einen künftigen Sturm voraus sieht, aber den, der auf einmal ausbricht, nicht ahndet, und in ihm verschlungen wird. So übersahe auch Dion nur Eins. Er wuste wohl, daß die, die ihn umbrachten, Bösewichte waren, aber daß sie es in einem so hohen Grade wären, das wuste er nicht. Und so ist er gefallen, und hat ganz Sizilien in Trauer versetzt!

Nun habt ihr gehört, was ich euch rathe und rathen kann. Ich habe geglaubt, daß ich mich bey der Geschichte meiner zweyten Syrakusanischen Reise länger verweilen müste,

weil sie vielen eben so sonderbar als zwecklos scheinen konnte. Doch werde ich wohl nicht zuviel gesagt haben, wenn ich einen oder den andern von euch überzeugen kann, daß ich Gründe und Ursachen genug hatte, warum ich auch dazu mich habe bewegen lassen.

## Siebenter Brief.

(in der gemeinen Sammlung der achte.)

### Plato an die Freunde und Angehörigen des Dion.

Gern will ich versuchen, Euch so viel ich kann zu rathen, was ihr nun unter euren jetzigen Umständen zu eurem Besten zu thun haben möchtet. Ich werde aber meinen Rath so einrichten, daß er nicht allein euch nützlich ist, sondern nur euch zuerst, dann auch eurer Insel, und endlich selbst euren Gegnern und euren Feinden, wenn sie nicht ganz im Laster verloren sind; denn wer das ist, der ist unheilbar, und nicht mehr zu retten. Merkt also auf das, was ich euch nun sage.

Eure ganze Insel ist nun frey von dem Tyrannen; aber viele sind noch da, welche den Despotismus wieder herstellen wollen, und andere wollen ihm auf ewig ein Ende machen. Das ist es, worüber ihr jetzt streitet.

Gewöhnlich pflegt man nun wohl in solchen Sachen zu rathen, daß man überall alles thun soll, was uns und unsern Freunden nützlich ist, und unsern Feinden am meisten schadet. Auch ist der Rath nicht übel; aber es ist auch leicht einzusehen, daß man selten jemand übels thun kann, ohne selbst darunter zu leiden. Mich dünkt, ihr braucht nicht weit umher zu sehen, um euch zu überzeugen, wie wahr diese Bemerkung ist. Denn ihr seht alle Tage, wie es unter euch in Sizilien hergeht, und wie viele immer an der Hand sind, das Uebel zu vergelten, das einer dem andern thun will. Ich brauche also darüber mehr nichts zu sagen, vielmehr seyd ihr selbst Meister in dieser Erfahrung.

Schwerer ist es hingegen, ein Mittel zu finden, wie man beyden zugleich, den Freunden und den Feinden, Gutes thun, wenigstens alles so einrichten könne, daß beyde am wenigsten dabey leiden; und findet man auch

ein solches Mittel, so ist seine Anwendung noch schwerer. Das ist also beynahe mehr von den Göttern zu erbitten, als von den Menschen zu helfen! So laßt es uns dann von Gott erbitten, mit welchem man doch alles Denken und Thun anfangen soll, und erhört er uns, so wird er uns auch einen guten Rath eingeben.

Vor eurem jetzigen Bürgerkrieg hat eine Familie über euch und über eure Feinde geherrscht, welche eure Voreltern erwählt haben, als sie und die Sizilianischen Griechen Gefahr liefen, ganz unter die Gewalt der Carthaginenser zu kommen.

Damals bestellten sie den Dionys wegen seiner Jugend und seiner Tapferkeit zu ihrem Feldherrn, und gaben ihm seinen ältern Bruder, den Hipparimus, zu, der ihm mit seinem Rath an die Hand gehen sollte, und beyde wurden auf die Art, zum Besten der Sizilianischen Griechen, eure Oberherren, die

wir Tyrannen nennen. Seys nun, daß die Götter euch damals besonders beystanden, oder seys, daß diese eure Regenten wirklich vorzügliche Regententugenden besessen, oder daß beydes zusammen mit Hülfe der Bürger jener Zeiten euren Staat errettete; so wurde euer Vorfahrer wenigstens gerettet, die Ursache mag liegen wo sie will.

Wenn ihr nun das bedenkt, so scheint es denn doch billig, daß euer Staat sich denen, welchen er seine Rettung schuldig ist, dankbar erzeige. Es kann seyn, daß der Tyrann, dem sich euer Staat unterwarf, in der Folge der Zeit die Gewalt mißbraucht habe, die ihr ihm schenktet. Deswegen leidet er nun theils wirklich seine Strafe, theils mag sie ihm noch werden. Aber wer kann euch Bürge seyn, daß ihr unter euren jetzigen Umständen die verdiente Strafe ihm anzuthun vermögt? Freylich, wenn ihr ohne große Gefahr und Mühe ihm ganz entgehen, oder wenn er und

die Seinen so leicht wieder ihren alten Platz behaupten könnten; dann würde man wohl etwas anders rathen müssen, als was ich euch rathen werde. Erinnert euch aber, wie oft ihr auf beyden Seiten die Hoffnung hattet, daß ihr nun nur noch einen kleinen Schritt zu thun hättet, um auf den Punkt zu kommen, wo ihr alles nach eurem Sinn einrichten könntet? Aber wie vieles, wie unübersehliches Elend hieng an dem kleinen Schritt, und noch seht ihr kein Ende. Vielmehr scheint jedes überstandene Leiden nur der Anfang zu einem neuen zu seyn; und in dem unseligen Kampf wird zuletzt der Aristokrate mit dem Demokraten zu Grund gehen, und aller Wahrscheinlichkeit nach das Geschlecht der Griechen in Sizilien unter Punische und Opische Herrschaft gebändigt werden.

Jedem Griechen ist daran gelegen, ein solches Unglück zu verhüten. Wer demnach etwas bessers und etwas schicklicheres zu sagen

hat, als ich, der säge es, und ihn soll der ehrenvolle Nahmen eines Griechenfreundes lohnen. Was aber mir das beste für euch insgemein, und der Gerechtigkeit am gemäßesten scheint, das will ich mit aller Freymüthigkeit sagen, und gleich einem Schiedsrichter zwischen den Tyrannen und den Tyrannenfeinden, einem jeden rathen, was ich schon längst gerathen habe.

Was also den Tyrannen betrift, rathe ich einem jeden, der diesen Nahmen trägt, daß er ihn ablege den Nahmen, und mit ihm zugleich die Werke der Tyrannen, und daß er seine Gewalt monarchisch mache, wenn er kann. Das kann aber ein jeder, wie uns das Beyspiel des rechtschaffnen und wahrhaftig weisen Lykurg beweist. Denn als dieser sahe, daß die ehemaligen Monarchen von Argos und Megene sich zu Tyrannen aufwarfen, und dadurch sich und ihren Staat zugleich verdarben, da errichtete er, um sein Geschlecht

und sein Vaterland zu retten, den spartanischen Senat und das Ephorat, welche die monarchische Form erhalten sollten, und sie auch in dem Volk zu seinem Ruhm erhalten haben. *) Denn nun regierte das Gesetz die

*) Zu Plato's Zeit glaubte man noch Herodots Erzählung, welcher auch Xenophon folgte, daß Lycurg die Ephorn eingesetzt habe. Schon Aristoteles schreibt aber diese Einrichtung dem Theopompus zu, der ungefähr 100 Jahre nach dem Lykurg lebte. Vielleicht hat Theopompus die Einrichtung des Lykurgs nur erweitert, oder Herodot hat, wie es zu geschehen pflegt, die ganze politische Verfassung von Lacedämon dem zugeschrieben, der sie zuerst begründet hat. Das weise Wort aber, welches Theopompus seiner Königin bey dieser Gelegenheit gesagt hat, ist von allen Schriftstellern bey dieser Gelegenheit dem Aristoteles nachgeschrieben worden, und doch ist es noch nicht bis in die Cabinette unsrer Regenten gekommen. Die Königin warf nämlich nach Art der Weiber, welchen jede Aufopferuug immer schwerer wird, ihrem König vor, daß er durch Einführung der Ephorn die königliche Gewalt geschwächt habe. Er aber antwortete: Verstärkt habe ich sie, weil ich sie dauerhafter gemacht habe. — Vielleicht hätte er ihr auch noch sagen können: Sey ruhig, ich habe die Ephorn nicht mir und den Königen von Sparta, sondern ich habe sie nur unsern Ministern und Geheimenräthen und Dienern entgegengesetzt; und ist es nicht besser, daß das Volk uns leite, für welches wir da sind, als daß unsre Diener uns regieren, die nur für uns da sind.

Menschen; nicht die Menschentyrannen das Gesetz.

Und also ist denn nun auch die Summe meines Rathes, daß diejenigen, welche nach der Tyranney streben, dieses Glück, das nur den in ihrer Gierigkeit nimmersattlichen Thoren schmeicheln kann, ärger fliehen als den Tod; vielmehr, wann sie es erreichen, ihre Tyrannengewalt zur Monarchie umformen, und Staatsgrundgesetze annehmen sollen, denen sie sich unterwerfen, und unter welchen nicht allein ihre Unterthanen ihnen mit bestem Willen gehorchen, sondern auch sie selbst auf die erste Stufe menschlicher Ehre steigen werden!

Aber eben so rathe ich auch denen, welche nur immer nach Freyheit, Freyheit schmachten, und das Joch der Knechtschaft als das größte Uebel fliehen, denen rathe ich, sich zu hüten, daß sie nicht aus einem unreifen, unbesonnenen Drang zur Freyheit in das Elend ihrer Voreltern fallen, die aus einer grenzenlosen

Liebe zur Freyheit sich in die fürchterlichste Anarchie gestürzet haben. Denn euer sizilianisches Volk, das vor dem alten Dionys und dem Hipparinus die Staatsgewalt in der Hand hatte, das hielte sich wohl für sehr glücklich, als es in dem Taumel seiner Schwelgereyen seinen eigenen Obrigkeiten gebiethen konnte. Damals huben sie den Rath der Zehnmänner auf, der vor dem Dionys den Staat verwaltete, und richteten ohne Gesetz nach bloßer Willkühr, damit sie ja niemand, selbst nicht dem Gesetz und dem Recht zu gehorsamen brauchten, sondern überall von allem frey wären. Und gerade diese unbändige Freyheit machte sie zu Sklaven des Tyrannen. Denn sowohl die Unterwürfigkeit als die Freyheit ist das größte Uebel des Menschen, wenn eins oder das andere keine Schranken kennt. Jedes in seinen Grenzen ist sein größtes Heil! Die Götter herrschen mit Maas; aber, wo der Mensch herrscht, kennt er keins. Gott ist dem Weisen sein

Gesetz; seine eigene Willkühr ist das Gesetz des Thoren! *)



*) Es ist merkwürdig, daß zu der Zeit des trojanischen Kriegs und eine kurze Zeit hernach beynahe eine jede der polirten griechischen Nationen von Königen regiert wurde, und daß, so lange diese Könige Hirten ihres Volks waren, wie Homer sie immer nennt, das Volk ihnen mit Treue und Ehrfurcht als Göttersöhnen anhieng. Kurz nach diesem trojanischen Krieg änderte sich die Meinung des Volks, wie sich die Sitten der Könige änderten, und jedes seufzte nach der Demokratie, bis zu der Zeit des Peloponesischen Kriegs. Kaum aber merkten da die Völkerschaften, wie unzuverlässig auch diese Regierungsart wäre, als wieder selbst die feinsten Philosophen, wie hier Plato, und Aristoteles in allen seinen politischen Schriften, für die Monarchie und irgend ein Ideal von Aristokratie, welche sie sich nicht als Regiment des Adels, sondern als Regiment der Besten dachten, zu erklären anfiengen. Eben diese Bemerkung können wir auf die römische Geschichte anwenden, wenn wir sehen, wie dieses Volk von der Monarchie zur falschen, nämlich zur Adel-Aristokratie, von dieser zur Demokratie, und von dieser wieder zur Monarchie übergieng. Das merkwürdigste ist aber, daß selten und so viel ich mich jetzt erinnere, keine Nation diesen Kreislauf zweymal machte. Wenigstens hörte Griechenland und Rom auf, Nation zu seyn, als diese beyden Völker zum anderumal aus der monarchischen Verfassung zu der Demokratie zurücktreten wollten; jene nach der Niederlage des Perseus, diese nach Cäsars Tod. Selbst Syrakus machte diese Erfahrung. Es scheint also der Rath, den Plato hier

Auf diese Grundsätze nun, die in der Natur der Dinge liegen, gründe ich meinen Rath, und ich bitte die Freunde des Dion, ihn als einen gemeinschaftlichen Rath von ihm und von mir aufzunehmen; denn in der That, ich drücke nur das mit Worten aus, was er selbst, wenn er noch lebte und vor euch stünde, euch selber sagen würde.

Und was würde er sagen? Merket auf, und hört!

O ihr Syrakusaner, würde er sagen, bemühet euch vor allen Dingen solche Gesetze zu finden, welche nicht den Zweck haben, euern Geist blos auf Handel und Geld und auf die Wollüste des Lebens zu kehren, sondern gedenket, daß drey Dinge sind, für die ihr sorgen müßt; für eure Seele, für euren Leib, und dann auch für euer Vermögen. Unter

giebt, wenigstens so weit sehr weise, daß die Syrakusaner keine Demokratie mehr, sondern nur eine auf Grundgesetze beschränkte Monarchie einführen sollten.

diesen gehört der Seele die erste Sorge, die zweyte dem Leib, denn er ist ihr unterworfen; auf die dritte und letzte endlich darf das Vermögen Anspruch machen, denn das ist nur da um beyder willen. Werdet ihr nach dieser Ordnung eure Gesetze einrichten, dann kann es nicht fehlen, daß sie nicht gut ausfallen, und euch wahrhaftig glücklich machen sollten. Zwar sagt man, die Reichthümer machten glücklich; aber das ist ein thörigtes Wort, und nur Kinder sagens und Weiber, und Weiber und Kinder werden die, die ihm trauen. *)



*) Es ist eine alltägliche Bemerkung, daß in den Cabinetten der Großen meist nur die Finanzen und das Soldatenwesen und die auswärtigen Geschäfte alle Sorge der Regenten an sich zieht, und an einigen großen Höfen habe ich bemerkt, daß man diejenigen Minister und Räthe, die man unthätig machen wollte, oder auf deren Fähigkeit man wenig hielte, zu dem Fach des Studienwesens, oder der Kirchensachen, manchmal auch der Justizsachen verwies. Die Geschichte der Europäischen Staatseinrichtungen macht diese Ordnung der Dinge, welche die Platonische umzukehren scheint, sehr begreiflich; aber es würde zu wünschen seyn, daß ein Mann von Erfahrung und Einsicht das politische Problem, welche Ordnung die beste ist, aufzulösen sich bemühte

Wenn ihr mir folgt, und euer Leben nach solchen Gesetzen einrichtet, dann werdet ihr durch die Erfahrung selbst euch überzeugen, daß ich wahr rede; denn die Erfahrung ist der beste Richter in allen Dingen. Habt ihr nun einmal solche Gesetze festgesetzt, so seht, in welchem Zustand ihr euch jetzt befindet. Weder ganz Sieger, noch ganz besiegt. Unter solchen Umständen, dünkt mich, sollte es nun wohl am gerechtesten und am nützlichsten seyn, wenn ihr einen Mittelweg träfet, und eine Staatsverfassung errichtetet, bey welcher beyde Parteyen, sowohl die, welche alle Obergewalt verabscheuen, als auch diejenigen, welche sie wieder in ihre Hand zu bringen trachten, sich begnügen könnten. Die letztere dieser beyden Parteyen hat doch im Grund auch ein Recht, über eure Staatsverfassung mit zu reden, da es nicht zu leugnen ist, daß sie durch ihre Vorfahren den Staat selbst aus der Hand der Barbaren gerissen haben. Denn wäre der Staat damals zu Grunde gegangen, so

wäre ja auch jetzt für ihn nichts mehr zu hoffen. Gebt also nun jenen die Freyheit, aber unter der Hand der Monarchie, und diesen gebt die Gewalt, aber die beschränkte monarchische, untergeordnet den Gesetzen, die den Bürger, aber auch den Monarchen zähmen, wenn er sie übertreten will. Nach diesen Grundsätzen nun wählt, ohne Arglist, und in vollem Zutrauen, unter der Leitung der Götter, euch eure Könige. Zuerst meinen Sohn *) aus Dankbarkeit, die er zweyfach von euch verdienet hat. Einmal meinetwe-



*) Der Sohn des Dion hatte sich, vor seines Vaters Tod schon, von dem Fenster hinuntergestürzt, weil er die Zucht nicht ertragen konnte, womit Dion ihn bessern wollte. Dieses wuste wahrscheinlich Plato nicht. Einige wollen den Hipparinus, von dem Plato gleich spricht, für einen Sohn des Dions halten; aber das war er nicht, sondern dieser war ein Sohn des ältern Dionys wie aus dem, was Plato hier über ihn sagt, schon erhellt. Den jungen Sohn des Dions, den seine Frau gleich nach seinem Tod gebahr, und der kurz hernach nebst seiner Mutter durch Verrätherey in das Meer gestürzt wurde, konnte Plato auch nicht meinen, weil er am Schluß dieses Briefs von dessen Einwilligung

gen, und dann zum andern meines Vaters wegen; denn dieser hat das Vaterland zu seiner Zeit von den Barbaren, ich aber habe es nun zweymal von seinen Tyrannen befreyt, wie ihr alle mir das Zeugniß geben müßt. Zum andern König bestellt den Sohn des Dionys, der meines Vaters Nahmen trägt. Er hat diesen Vorzug sowohl wegen des Beystandes, den er euch nun leistet, als auch wegen der Rechtschaffenheit seines Charakters verdient; da er, des Tyrannen Sohn, dennoch so eifrig für eure Freyheit kämpft, und dadurch sich und seinem Geschlecht für ewige Zeiten einen Nachruhm erwirbt, der glorreicher ist, als der übernächtige und rechtlose Besitz der Tyranney. Diesen beyden setzt, durch gütliche Uebereinkunft beyder Theile, den Feldherrn eurer Feinde, den Dionysius dem Sohn

in die neue Regierungsform spricht, die ohnehin bey einem Kind nicht Platz findet. Mir scheint es also am wahrscheinlichsten, daß Plato von dem traurigen Tod des ältern Sohns des Dions nichts wußte.

des Dionysius *) bey; vorausgesetzt, daß er sich den Grundgesetzen eurer neuen Monarchie unterwirft, welches er thun wird, wenn er denkt an die Unbeständigkeit des Schicksals und an seinen Wechsel, und wenn er noch einiges Gefühl des Mitleidens für sein Vaterland, für die verwaisten Tempel, für die Gräber seiner Voreltern hat, und nicht lieber alles und alles zu Grund gehen lassen, und am Ende selbst in die Gewalt der Barbaren fallen will.

Wollt ihr nun diesen drey Königen entweder eben die Gesetze vorschreiben, unter welchen die Lacedämonischen Könige stehen, oder wollt ihr lieber sie noch enger einschränken, und etwas anders über ihre Regierungsgewalt gemeinschaftlich festsetzen; so macht es ungefähr auf die Art, wie ich euch schon gesagt habe, und nun noch einmal sage.

*) Plato versteht wohl hier den vertriebenen Tyrannen selbst; denn ich finde nicht, daß dieser außer dem Hipparinus, welcher sich zu den Freunden des Dion geschlagen hatte, noch einen Sohn gehabt hätte.

Wenn die Familie des Dionysius und Hipparinus zum Besten eurer ganzen Insel die Waffen niederlegen, dem Elend, das euch jetzt überall umgiebt, ein Ende machen, und sich mit der Ehre, die ihr ihnen für jetzt und für die künftige Zeit anbietet, begnügen will; so setzt vor allen Dingen eine Gesandschaft von beyden Theilen nieder, welche den Frieden schließe, wozu ihr Inländische, oder Fremde, oder von beyden, und so viele als ihr miteinander ausmacht, wählen mögt. Diese laßt dann die Grundgesetze entwerfen, und eine Staatsverfassung festsetzen, in welcher die Könige zu Vorstehern des Gottesdienstes, der Opfer und der Feyerlichkeiten, die etwa sonst noch denen, welche euer Staat als seine Wohlthäter verehrt, zukommen, bestellt werden. Neben diesen sollte mit Beystimmung des Raths und des Volks ein besonderer Rath von ungefähr 35 Personen angeordnet werden, der über die Gesetze wachte, und alles was Krieg und Frieden beträfe, unter

sich hätte. Ein anderer Senat sollte die Gerichte in gemeinen Rechtshändeln verwalten. Zu den Gerichten über Verbannung und Tod sollte eben der Rath der 35 bestellt, und demselben noch andere Richter zugegeben werden; aus denjenigen, welche zunächst aus ihren Aemtern getreten wären, und zwar aus jeder Beamtung immer einer, der seine Stelle am besten verwaltet hätte; und diese sollten ein Jahr lang mit dem Rath über die Verbrechen, die den Tod verdienen, über Aufruhr und die persönliche Freyheit der Bürger richten. Von diesen Gerichten aber sollten die Könige immer ausgeschlossen bleiben, damit sie, wie die Priester, rein bleiben vom Blut der Bürger, und keinen Antheil an dem Urtheil der Gefangenschaft und der Verbannung haben.

So lang ich lebte, hielte ich eine solche Einrichtung für die beste, und noch denk ich eben so; und hätten fremde Verräther mich nicht gehindert, so hätte ich sie, so wie ich

unsre Feinde besiegt hatte, gewiß unter euch eingeführt. Nachher wollte ich, wenn mir alles nach meinem Wunsch gegangen wäre, die Städte Siziliens wieder aufbauen, und ihre alten griechischen Einwohner wieder dahin berufen; die Barbaren aber, ausgenommen diejenigen, welche uns gegen die Tyrannen beygestanden haben, wollte ich dann ganz von der Insel vertreiben.

Und das, eben das ist es, was ich euch nun allen zu überlegen gebe, was ich euch zu thun rathe, und worauf ihr alles anzulegen habt, und wer euch in dem entgegen ist, den seht an als einen Feind eures Staates. Ihr könnt auch das alles ohne große Mühe ausführen. Denn was nur von zween Köpfen abhängt, und was diesen so leicht als das Beste erscheinen wird, das kann man mit Vernunft nicht für unmöglich halten: Ich meine nämlich die zween, den Hipparinus, den Sohn des Dionys und den meini=

gen. *) Denn, willigen diese ein, so werden alle andere Syrakusaner, welchen der Staat nur noch etwas am Herzen liegt, wohl eben so denken.

Und nun nahet euch den Göttern mit Gebet, und denen, welchen ihr nach den Göttern Ehrfurcht schuldig seyd, und ruft eure Freunde, und redet freundlich mit euren Feinden, und ruht nicht, bis ihr das, was wir euch jetzt gesagt haben, gleich göttlichen Träumen, die sich den Wachenden offenbarten, glücklich und muthig ausgeführt und standhaft vollendet habt.

*) Plato scheint hier zu vergessen, daß er vorhin drey Könige bestellt haben wollte, und daß seiner Meinung nach die beyden Hipparine, Dions und Dionysens Söhne, auf einer Seite standen, Dionys auf der andern. Es hätten also alle drey überredet werden müssen. Es wäre dann, daß er geglaubt hätte, wenn nur diejenigen, welche an der Spitze der Freunde des Dions standen, seinen Plan billigten, daß alsdann Dionys wohl werde zufrieden seyn müssen. Dieser Brief muß übrigens nach dem Tod des Calippus geschrieben worden seyn, welcher nach Dions Fall sich selbst zum Tyrannen von Syrakus aufwarf, und welchem erst Hipparinus folgte.

## Achter Brief.

(in der gemeinen Sammlung der fünfte.)

### Plato an den Perdiccas. *)

Ich habe, wie du verlangtest, dem Euphräus gerathen, sich ferner mit den Geschäften, die er für dich übernommen hat, abzugeben; auch halte ich mich für verbunden, den Rath der Freundschaft, in dem, wie man sagt, etwas heiliges ist, sowohl über das, was du sonst verlangst, als insbesondere darüber, wie du diesen Mann am besten brauchen kannst, dir nicht vorzuenthalten. Denn nützlich kann dir derselbe allerdings in vielen Rücksichten werden, insbesondere aber wird er es dir in einem Punkt seyn, wo es dir jetzt am meisten fehlen wird, theils wegen deiner Jugend, theils weil junge Regenten gerade in diesem selten gute Rathgeber finden.

Jede

*) Vermüthlich Perdiccas der dritte, König von Mazedonien.

Jede Regierungsform hat, wie jedes Thier, eine Art von eigner Sprache. Anders spricht die Demokratie, anders die Oligarchie, und wieder anders die Monarchie. Diese Sprachen alle glaubt ein jeder zu verstehen, aber nur wenige sind es, die sie in ihrer Gewalt haben. Welche Regierungsform nun die ihr eigne Sprache, sowohl gegen die Götter als gegen die Menschen spricht, und auch so handelt wie sie spricht, die wird blühen und sich lange erhalten. Nimmt aber eine die Sprache der andern an, so geht sie unfehlbar zu Grunde. Diese Sprache zu führen, dazu wird nun Euphäus, der auch sonst ein wackerer Mann ist, sehr geschickt seyn. Und zuversichtlich hoffe ich, daß er so gut als einer an deinem Hof zu finden wissen wird, wie die Monarchie sprechen muß. Dazu gebrauche ihn also, und sicher wirst du und er davon großen Vortheil haben.

Aber, wer das hört, wird vielleicht sagen, Plato giebt sich, wie es scheint, das Ansehen, als ob er wisse, was wenigstens in der Demokratie gut und nützlich ist, und doch ist er in derjenigen, in welcher er lebt, und in welcher er reden und rathen könnte so viel er wollte, noch nicht ein einzigmal aufgestanden, um nur ein Wort zu reden.

Wer das sagt, dem kann man antworten: Plato ist zu spät in dem Volk gebohren worden. Sein Vaterland ist zu seiner Zeit schon veraltet, und von denen, die vorher gerathen haben, an zu viele Dinge gewöhnt worden, die dem entgegen sind, was er zu rathen hatte. Wäre das nicht, wie gern würde er seinem Staat wie seinem eigenen Vater gerathen haben. Nun aber sieht er zu gut, daß er sich vergebens in Gefahr stürzen, und daß doch alles gehen würde, wie es geht. Nichts würde also mein Rath nuzzen, und fühlten wir vollends, daß wir un-

heilbar sind, so würde man mich ohnehin laufen lassen, und meinen Rath noch überflüssiger finden. *)

*) Daß diese Stelle verdorben und wohl unheilbar sey, haben mehrere gesehen. Um ihrer willen traute ich mir aber den Brief nicht mit Stephanus für unächt zu erklären, da Cicero eine charakteristische Stelle daraus anführt in dem 1. B. 9. Br. ad Familiares. Auch dünkt mich ist der Uebergang von dem Plato als dritte Person, auf ihn selbst, in der ersten, im Briefstyl zumal nicht zum Beweis gegen die Aechtheit des Briefes anzuführen. Meine Uebersetzung sagt, was Plato sagen konnte, weil ich nicht verstande, was er sagen wollte.

## Neunter Brief.

(in der gemeinen Sammlung der sechste.)

### Plato an den Hermeas, Erastus und Coriskus.

Die Gottheit scheint mir aus huldvoller Liebe euch ein vorzügliches Glück bescheert zu haben, wenn ihr es gut zu benutzen wißt. Ihr wohnt so nahe beysammen, und seyd auch zugleich einer dem andern in den wichtigsten Dingen des Lebens so nöthig. Dem Hermeas würde weder ein Beystand einer Armee an Reuterey und Fußvolk, noch ganze Haufen Goldes so wichtig und zu jedem Wunsch seines Lebens so nöthig seyn, als Freunde guter Sitten, auf die er sich verlassen kann; und der Erast und Coriskus haben zu ihrer schönen Gestalt, ich muß es sagen, so alt ich bin, einen weisen Führer nöthig, der sie hüte und schütze gegen die Verführungen der Lasterhaften und Nichtswürdigen. Denn, da sie so lang unter uns

guten und rechtschaffnen Menschen gelebt haben, konnten sie keine Erfahrung des Bösen erwerben, und deswegen ist ihnen der Beystand der Weisen so nöthig, damit sie fest anhangen an der wahren Weisheit, und nicht verführt und hingerissen werden, sich zuviel mit dem abzugeben, was die Menschenklugheit fordert, die freylich auch so nöthig ist. Einen solchen Beystand kann aber niemand ihnen besser leisten, als Hermeas, der, wenn jemand schon von Natur so weise ist, und der durch seinen Fleiß und seine Erfahrung noch seine angeborne Weisheit so sehr vermehret hat.

Was soll ich euch also nun sagen? Dir, Hermeas, sage ich, und schwöre ich, und bezeuge ich, daß du nirgend treuere Nachbarn finden wirst, die deines Vertrauens würdiger wären, als den Erast und den Coriskus, die ich wohl und besser kenne als du. Ich rathe dir also, diese nicht nur obenhin, sondern mit aller Wärme der Freundschaft und der Liebe

an dich zu ziehen. Dem Erast und Coriskus aber rathe ich, des Hermeas Liebe herzlich zu erwiedern, und durch gegenseitige Liebe das Band der vollkommensten Freundschaft zu schließen. Wenn aber einer unter euch diese eure Freundschaft irgend einmal (denn menschliche Dinge sind nie ganz sicher) zu trüben schien; so schreibt mir und meinen Freunden, was ihr irgend gegen einander habt. Denn wenn es nicht etwas sehr wichtiges ist, das eure Freundschaft trennt, so hoffe ich, daß mein Zureden, gegründet auf das was anständig und recht ist, gleich einem Zauberlied, euch dann nur noch enger und wärmer mit einander vereinigen werde, als ihr es gewesen seyd. Und diese eure Vereinigung wird dann, wenn ihr dort und wir hier, wie es die Kräfte unserer Seele verstatten, mit einander fortphilosophiren, unsere Grundsätze, unter denen wir nun, wie unter Göttersprüchen, Götterwahrheit ahnden, zur völligen Gewißheit erheben; wo nicht — doch, das

sage ich nicht! Ich will nur gutes weissagen, und meine Weissagung wird, wenn es den Göttern gefällt, nur Gutes geben!

Diesen Brief müßt ihr alle drey lesen, und zwar wenn ihr könnt, zusammen; wo nicht, so leset ihn wenigstens so oft es euch möglich ist, und verbindet euch durch ein heiliges unverbrüchliches Gesetz zu allem, was recht und gut ist. Verschwört euch dabey zum gemeinschaftlichen Fleiß in der Arbeit des Geistes und der Wissenschaft seiner Schwester, und das gelobt Gott, dem Herrn aller Dinge, dem Urquell, dem Vater, dem Herrn aller Gegenwart und Zukunft, den wir, wenn wir uns mit reinem Herzen der Philosophie heiligen, ganz erkennen werden, so weit die seligen Menschen sich ihm nahen können. *)



*) Schon lange hat man behauptet, daß dieser Brief von den Platonischen Christen wäre untergeschoben worden; vermuthlich weil die ältern Kirchenväter auch darin Spuren von der Lehre der Dreyeinigkeit finden wollten. Ich kann weder diese Spuren in diesem Brief entdecken, noch etwas, das einen

# Zehnter Brief.

(in der gemeinen Sammlung der neunte.)

## Plato dem Archytas von Tarent.

Archippus und Philonides sind zu mir gekommen, und haben mir die Briefe, die du ihnen mitgegeben hast, und Nachrichten von

solchen Argwohn begründen könnte, und das Zeugniß der Alten, unter welchen Diogenes diesen Brief neben den andern anführt, scheint mir einen solchen Verdacht hinlänglich zu widerlegen. Dennoch tritt Herr Tiedemann demselben bey, weil, wie dieser Gelehrte sich ausdrückt, der Brief in einem Betschwester Ton geschrieben wäre. Feyerlich ist der Ton allerdings, aber nichts, das diesen Namen verdiente, finde ich darin. Sollte denn unser Jahrhundert so tief gesunken seyn, daß uns schon ein jeder Hauch von Himmelsluft anekelte? Die drey Freunde, an welche Plato schreibt, scheinen an seinen innern und geheimern Spekulationen über die Gottheit und die höhern Wesen Antheil genommen zu haben; die Wärme und die Feyerlichkeit, womit Plato ihnen in Anspielung auf diese Betrachtungen schreibt, scheint mir also sehr an ihrem Platz zu seyn; und ein gefühlter Enthusiasmus für etwas hohes, edles, schönes und gutes, der sich so sehr an seiner rechten Stelle äußert, verdient doch wohl den trivialen Spottnahmen nicht, der bey dieser Gelegenheit dem Herrn Tiedemann in der frostigsten aller frostigen Launen entfallen ist.

dir gebracht. Ihre Staatsgeschäfte, die ohnehin auch nicht sehr mühsam waren, haben sie bald ausgerichtet, von dir aber haben sie mir gemeldet, wie wehe es dir thue, daß du von den Staatsgeschäften dich nicht losmachen kannst. Freylich ist es wünschenswerth in dem Leben, nur mit sich zu thun zu haben, zumal wenn man seine Zeit so anwenden möchte, wie du es wünschest. Aber du mußt doch auch gedenken, daß wir nicht allein für uns da sind, sondern daß auch unser Vaterland, unsre Eltern und Verwandten und unsre übrigen Freunde gerechte Ansprüche auf uns zu machen haben. Auch muß man den Umständen, die unser Leben leiten, sich unterwerfen, und wenn das Vaterland uns ruft, Hand an das gemeine Wesen zu legen, so wäre es unanständig, ihm nicht zu gehorchen; zumal da so viele schlechte Menschen, die das Beste des Vaterlandes nicht vor Augen haben, sich so leicht der leeren

Stellen bemächtigen. *) Doch genug von dem. Für den Egekratus werde ich nun und auch in der Zukunft sorgen, sowohl deinetwegen, als wegen des Phrynio, seines Vaters, und in der That auch, weil es der Jüngling selbst verdient.

*) Plato scheint hier seinen Grundsätzen zu widersprechen. Aber vermuthlich war Tarent damals noch nicht so schlecht, als es etwa einhundert Jahre hernach wurde, und der Einwurf, daß, wenn sich die Gutgesinnten der Staatsgeschäfte entziehen, ihre Plätze mit lauter Schlechten gefüllt werden, ist nur dann wichtig, wenn die Guten das verhindern können. Ist es aber mit einem Staat schon einmal so weit gekommen, daß die Schlechten das Uebergewicht haben, und selbst die Guten mit sich fortreißen, wie Cato selbst, als er die ungerechte Besitznehmung von Cyprus übernahm, durch den Clodius und seine Partey, und als er das Volk bestechen half, um den Bibulus zum Consul zu machen, von dem halben Senat fortgerissen wurde, dann ist auch selbst dieser Einwurf denen, die sich dem Staat entziehen, nicht entgegen.

## Eilfter Brief.

(in der gemeinen Sammlung der zehnte.)

### Plato an den Aristodorus.

Ich höre, daß du nun einer der innigsten Freunde des Dions bist, und daß du bisher immer einen Charakter und eine Weisheit der Sitten gezeigt hast, wie die Philosophie sie am meisten fordert. Denn die Zuverlässigkeit, die Treue, die Reinheit und Gesundheit der Seele, das halte ich für die ächte Philosophie; alle andere Künste und Kunststückchen, die auf etwas anders gehen, die kann man, denke ich, wohl mit Recht nur Zierrathe nennen. Lebe wohl, und beharre in deiner Tugend wie du darinnen beharrst.

# Zwölfter Brief.

(in der gemeinen Sammlung der eilfte.)

## Plato dem Laodamas. *)

Ich habe dir schon einmal geschrieben, daß es dir zu dem Endzweck, wovon du schreibst, sehr verträglich wäre, wenn du selbst zu uns

*) Laertius erwähnt zwar eines Briefes des Plato an den Laodamas, und derjenige, welchen ich hier übersetze, ist Plato's nicht unwürdig. Dennoch zweifle ich an seiner Aechtheit. Denn, 1) kennt, soviel ich weiß, niemand den Laodamas, an welchen er geschrieben seyn soll. 2) führt auch, soviel ich weiß, niemand die Einladung des Plato, worauf dieser Brief antwortet, an, obgleich die der Arkader, der Thebaner, der Cretenser, der Eläer angeführt wird. 3) muß Plato damals, da er diesen Brief geschrieben haben soll, man mag seine Geburt in die 87 oder 88te Olympiade setzen, noch lange nicht 30 Jahre alt gewesen seyn, weil er bey des Sokrates Lebzeiten soll geschrieben worden seyn. Damals war aber gewiß sein Ruf nicht so groß, noch scheint es mir wahrscheinlich, daß er damals schon so reif über diese Dinge geschrieben haben sollte, noch würde er seine schwächliche Gesundheit und sein Alter als einen Grund, warum er die Reise, die an ihn verlangt wurde, nicht zu übernehmen wage, angeführt haben. Wollte man zwar unter dem Socrates, dessen dieser Brief gedenkt, hier den jüngern Socrates verstehen, wie Herr Tennemann vorschlägt, so würde die letzte Schwierigkeit gehoben seyn. Allein

nach Athen kommen wolltest. Freylich würde, da du das nicht kannst, nach diesem nichts besser seyn, als wenn nach deinem Verlangen Sokrates zu dir käme, oder ich. Allein Sokrates ist nun krank, und mir würde es nicht anständig seyn, wenn ich käme, und doch das nicht ausführen könnte, was du verlangst. Und vieles hoffe ich in der That nicht davon, aus mehrern Ursachen, die aber einen allzulangen Brief erfordern würden, wenn ich sie ganz ausführen wollte. Außerdem würde in meinem Alter auch meine Gesundheit, die ohnehin sehr wankend ist, eine solche Reise und die Gefahren zu Wasser und

man weiß dann doch von diesem Socrates zu wenig, als daß man hier eine solche Vermuthung für mehr als eine Möglichkeit halten könnte, und die übrigen Schwierigkeiten bleiben dann doch immer in dem Weg liegen. Sey ihm indessen wie ihm wolle; so ist der Brief immer für unsre neuen Solone, an welchen wir so reich sind, sehr wichtig; mich aber wird er sehr trösten, wenn ich es, wie ich jedoch nicht vermuthe, etwa einmal bedauern sollte, daß ich mich bisweilen bemüht habe, den Eifer der modernen Gesetzgeber eben dahin lenken zu wollen, wo dieser Brief den Laodamas hindeutet.

zu Land, die ohnehin jetzt überall zu befürchten sind, nicht ausstehen. Indessen will ich dir und deinen Colonisten etwas sagen, das freylich, wie Hesiod sich ausdrückt, euch widrig scheinen wird, und übel zu begreifen. Denn, wenn ihr glaubt, daß die Gesetze allein, wären sie auch noch so gut, hinlänglich wären, einen Staat in Ordnung zu bringen, ohne Aufsicht auf die Sitten der Bürger und der Knechte in ihrem täglichen Leben, daß sie diese weise und gut einrichten und erhalten, wenn ihr das glaubt, so irrt ihr sehr. Habt ihr nun jemand, dem ihr diese Aufsicht anvertrauen könnt, dann gebt sie ihm, und er wird das alles einrichten. Müßt ihr aber erst jemand zu dieser Aufsicht erziehen lassen, dann fürchte ich, wird es euch an beyden fehlen, an Erziehern und an Eleven.

Bittet also jetzt nur die Götter um ihren Beystand. Denn beynahe alle Staaten sind eben so wie eure Colonie entstanden, und erst

nachher sind sie durch den Lauf der Dinge, wenn wichtige Vorfälle sie ergriffen, Kriege sie anfochten, oder sonst etwas, das großen Einfluß hatte, sich ereignete, auf einen guten Fuß gesetzt und wohl eingerichtet worden, wenn bey solchen Gelegenheiten ein großer Mann aufstand, der einen mächtigen Einfluß hatte.

Das alles müßt ihr nun voraus überlegen. Bedenket also wohl, was ich sage, und hoffet nicht, daß ohne Ueberlegung sich so etwas wohl von selbst zu Stand bringen lasse. Lebt wohl.

---

## Dreyzehnter Brief.

(in der gemeinen Sammlung der zwölfte.)

### Plato an den Archytas.

Die Erzählung, die du mir geschickt hast, habe ich mit vielem Vergnügen empfangen, und ihren Verfasser sehr bewundert. Er scheint

mir in der That seiner großen Vorfahren würdig zu seyn, denn er soll von den Myräern herstammen, welche die tapfersten der Trojaner waren, die, wie die Fabel sagt, unter dem Laomedon die Waffen ergriffen haben. Meine Aufsätze, um welche du schreibst, sind noch nicht ganz ausgearbeitet; doch habe ich sie dir geschickt. Daß solche Dinge wohl verwahrt werden müssen, darin sind wir zu sehr gleichen Sinnes, als daß ich dich deswegen besonders zu erinnern hätte. *) Lebe wohl.

*) Der Brief des Archytas, welchen Diog. Laertius aufbehalten hat, und welcher diese Antwort des Plato veranlaßt haben soll, lautet so:

Es ist mir angenehm, daß du wieder gesund worden bist, wie du mir schreibst, und wie ich von dem Dameskus vernommen habe. Deinen Auftrag wegen der historischen Nachrichten habe ich besorgt; auch bin ich nach Lukanien gegangen, und habe die Nachkommen des Ocellus gesprochen. Seine Aufsätze über die Gesetze, über die monarchische Regierungsform, über die Frömmigkeit und über die Entstehung der Dinge habe ich selbst gehabt, und dir einiges davon zugeschickt. Das übrige ist aber nicht mehr zu haben; sollten sie sich wieder finden, so erhältst du sie auch —

LB Coburg

# Druckfehler

## zu den Briefen des Plato.

Seite X Zeile 9 statt deswegen nicht, lies deswegen, nicht

S. 26 Z. 5 nach wurde er, setze, sonst.

S. 75 Z. 10 statt wenn, lese wem

S. 92 Z. 3 v. u. statt nun, lese nur.

S. 132 Z 10 statt könnten, l. konnten

S. 154. Z. 7 statt, wer um Vortheils, l. wer um seines Vortheils

S. 222 Z. 4 statt helfen, l. hoffen

S. 222 Z. 4 v. u. statt Hiparimus, l. Hiparinus

S. 223 Z. 4. statt besessen l. besaßen.

S. 223 Z. 6 u. 7 statt würde euer Vorfahrer, l. würden eure Vorfahren

S 225 Z. 3 v. u. statt Megene, l. Mezene

S. 226 Z 6 statt noch, nach

S. 227 Z. 6 statt nimmersattlich, l. unersättlich

S. 234 Z. 6 v u statt dem, l. den

S. 245 Z. 11 nach jemanden setze ein Comma.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MIDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Plato, / Schlosser, Johann Georg, / Nicolovius, Matthias Friedrich,

Plato's Briefe

Königsberg 1795

Coburg, Landesbibliothek -- A II 10/37
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11912670-9